

Wachsende Kirche

Dokumentation des Schwerpunkttages
der 13. Landessynode am 10. Juli 2004



Württembergische
Evangelische Landessynode

Impressum:

Herausgegeben von der Evangelisches Medienhaus GmbH, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart
im Auftrag der Württembergischen Evangelischen Landessynode

Redaktion: Beate Dreinhöfer, David Kobow, Klaus Rieth (verantwortlich)
Die Rechte für die Texte liegen bei den Autoren.

Fotos: Evangelisches Medienhaus GmbH
Druck: Heinzelmann Papier- und Druckservice, Metzingen

Bestelladresse:
Evangelisches Medienhaus GmbH, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart
Fon (07 11) 2 22 76-26, Fax (07 11) 2 22 76-43, E-Mail: Verwaltung.emh@elk-wue.de
Internet: www.elk-wue.de

oder:
Evangelischer Oberkirchenrat, Versand, Gänsheidestraße 4, 70184 Stuttgart
Tel. (07 11) 21 49-269, Fax (07 11) 2149-9269, E-Mail: Ute.Leiensegger@elk-wue.de

Vorwort

Klaus Rieth 5

Begrüßung

Eröffnungsrede zum Schwerpunktthema „Wachsende Kirche“
(in der Stiftskirche Stuttgart)
Horst Neugart, Präsident der Landessynode 7

Bibelarbeit

„Lasst uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen ...“
Professor Dr. Hans-Joachim Eckstein,
Tübingen (in der Stiftskirche Stuttgart) 9

Vorträge „Wachsende Kirche“

Wachsende Kirche
Professor Dr. Michael Herbst, Greifswald (im Hospitalhof Stuttgart) 31

Wachsende Kirche in Württemberg
Prälatin Gabriele Wulz, Ulm (im Hospitalhof Stuttgart) 57

Bildimpressionen 66

Sitzung der Landessynode

Bericht des Vorsitzenden des Theologischen Ausschusses,
Dekan Ulrich Mack, vor der Landessynode (im Hospitalhof Stuttgart) 69

Antrag Nr. 14/04 des Theologischen Ausschusses
vom 23. April 2004 zur Errichtung einer Projektstelle
„Wachsende Kirche“ 71

Antrag Nr. 16/04 des Theologischen Ausschusses vom 14. Mai 2004 für einen Kongress „Wachsende Kirche“	72
Antrag Nr. 17/04 des Theologischen Ausschusses vom 14. Mai 2004, Anliegen des Projektes „Wachsende Kirche“ in die Ausbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern zu integrieren	72
Abschluss Sendungswort Landesbischof Dr. Gerhard Maier (im Hospitalhof Stuttgart)	75

Es ist verständlich, dass sich eine Kirche in Zeiten schrumpfender Mitgliedszahlen um ihren Bestand sorgt. Und immer wieder gibt es von allen Seiten wohl meinende Ratschläge, was man denn anders machen müsste, damit die Menschen wieder mehr in die Kirchen strömten. Dabei muss man der württembergischen evangelischen Landeskirche zugute halten, dass sie sich schon seit jeher, auch in so genannten „guten“ Zeiten, um Wachstum bemüht hat. Diese Kirche wollte immer missionarische Kirche sein. Also eine Kirche, die offen ist für neue Mitglieder, die attraktiv ist, die Menschen zu Jesus Christus und seinem Evangelium führt.

Nun ist es ja, und das wissen Christen, nicht unser Verdienst, wenn Kirche wächst. Der Herr der Kirche sorgt alleine dafür. Das kann man nicht oft genug wiederholen, gerade um derer willen, die wollen, dass diese Kirche wächst, und sich dabei manchmal maßlos überfordern. Aber dennoch hängt auch viel vom Verhalten und der Strategie von Kirchenmitgliedern, von Haupt- und Ehrenamtlichen ab, ob Kirche attraktiv und offen ist, sodass Fernstehende sich für diese Einrichtung und ihre Botschaft interessieren.

Die Schwerpunkttagung der Landessynode im Sommer 2004 zum Thema „Wachsende Kirche“ hat deshalb einen wichtigen Impuls aufgegriffen und erste Marksteine gesetzt. Die Referate und Bibelarbeiten, die Vorträge und Erfahrungsberichte haben dazu beigetragen, dass das Thema bekannt gemacht wurde. Jetzt gilt es, dass andere daran weiterarbeiten, dass Kreise und Gruppen, Gemeinden und Institutionen das Motto aufgreifen und ihren Beitrag dazu leisten. Das vorliegende Heft mit der Dokumentation der gehaltenen Reden und Vorträge soll dazu dienen, dass die Grundlagen zur Verfügung stehen und eine Weiterarbeit möglich ist. Die Aufgabe bleibt, aber ein Anfang ist gemacht.

Klaus Rieth

Eröffnungsrede zum Schwerpunkttag
„Wachsende Kirche“ (in der Stiftskirche
Stuttgart)

Horst Neugart, Präsident der Landessynode

Verehrter Herr Landesbischof, liebe Mitglieder des Kollegiums des Oberkirchenrats, liebe Mitglieder der Landessynode, verehrte Gäste, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

es ist mir eine große Freude, Sie so zu Beginn unseres Schwerpunkttages begrüßen zu dürfen. Noch nie hat eine Landessynode anlässlich eines Schwerpunkttages so breit Einladungen in die Landeskirche versandt wie zu diesem Tag mit dem Thema „Wachsende Kirche“. Mit der Einladung an Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und auch an Gemeindeglieder wollten wir zum Ausdruck bringen, dass das Thema des heutigen Tages für unsere gesamte Landeskirche und ihre Gemeinden von großer Bedeutung ist. Wir wollen, dass das Thema „Wachsende Kirche“ auf breiter Ebene zu einem Thema in unserer Kirche wird.

Deshalb soll mit diesem Schwerpunkttag in der Landeskirche ein Prozess an-

gestoßen werden, durch den Gemeinden ermutigt werden sollen, verheißungsorientiert neue Schritte zu wagen, missionarische Möglichkeiten zu entdecken und gegen Resignation ein Klima des Glaubens entstehen zu lassen. Von dieser Tagung soll daher – wie es in der Kundgebung der denkwürdigen Tagung der 9. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland im Jahr 1998 in Leipzig heißt – das Signal ausgehen: „Die Evangelische Landeskirche in Württemberg setzt das Glaubenthema und den missionarischen Auftrag an die erste Stelle, sie gibt dabei einer Vielfalt von Wegen und Konzepten Raum, ihr ist an der Kooperation und gegenseitigen Ergänzung dieser unterschiedlichen Wege und Konzepte gelegen“.

Ich muss gestehen, dass ich ursprünglich mit der Themenformulierung „Wachsende Kirche“ zunächst meine Schwierigkeiten hatte. Denn angesichts der kleiner werdenden Zahlen könnte in der Öffentlichkeit der Eindruck erweckt werden, dass wir jeglichen Realitätssinn verloren haben. Die biblische Botschaft, vor allem die des Neuen Testaments, gibt uns den Mut, von „wachsender Kirche“ zu reden. Denn dort ist der Gemeinde Je-

su Christi Wachstum sowohl an Zahl als auch in ihrem Glauben, in ihrer Liebe und ihrer Hoffnung verheißen. Nicht Rückschritt oder auch nur Stagnation wird vor Augen gestellt, sondern Wachstum der Einzelnen wie der Gemeinde.

Als ich vor drei Wochen Gast der Synode der Kirchenprovinz Sachsen in Halle war, wurde mehrmals der Satz von Bischof Axel Noack zitiert: „Fröhlich kleiner werden und dennoch wachsen.“

Zunächst glaubt man einen Widerspruch zu erkennen. Bei näherem Betrachten aber wird deutlich, was Noack meint: Wir werden zahlenmäßig kleiner werden, aber „dennoch wachsen“, näm-

lich geistlich wachsen, indem vielen Menschen neue Gelegenheiten angeboten werden, zum Glauben zu finden und im Glauben zu wachsen. Und von daher wird auch wieder ein zahlenmäßiges Wachstum möglich werden.

Es ist mein Wunsch und meine Hoffnung, dass mit dem heutigen Tag Signale der Hoffnung und des Aufbruchs ausgehen, sodass in unserer Landeskirche das Wort aus der Kundgebung der EKD-Synode von Leipzig wahr werde: „Heute sagen wir gemeinsam: Weitergabe des Glaubens und Wachstum der Gemeinden sind unsere vordringliche Aufgabe, an dieser Stelle müssen die Kräfte konzentriert werden.“

„Lasset uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen ...“

Professor Dr. Hans-Joachim Eckstein,
Tübingen (in der Stiftskirche Stuttgart)

Meine Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

ich danke herzlich für die vertrauensvolle Einladung und die Gelegenheit, der wechselseitigen Verbundenheit zwischen der Evangelisch-theologischen Fakultät und der Evangelischen Landeskirche in Württemberg auch auf diese Weise Ausdruck zu verleihen. Die Bibelarbeit zum Thema „Wachsende Kirche“ gründet auf den Aussagen von Epheser 4,15 und 16:

„Lasset uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus, von dem aus der ganze Leib zusammengefügt ist und ein Glied am anderen hängt durch alle Gelenke, wodurch jedes Glied das andere unterstützt nach dem Maß seiner Kraft und macht, dass der Leib wächst und sich selbst aufbaut in der Liebe.“

Angesichts unserer äußeren und inneren Entwicklungen als Landeskirchen – aber auch als Freikirchen und Gemein-



Hans-Joachim Eckstein (Mitte): „Das Thema ‚Wachsende Kirche‘ ist herausfordernd und unumgänglich.“

schaften – erscheint das Thema „Wachsende Kirche“ einerseits als provokativ und befremdend, andererseits aber zugleich als herausfordernd und unumgänglich. Wir haben als Kirchen an einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung teil, deren Anfänge Jahrhunderte zurückreichen und die sich in den letzten Jahrzehnten enorm beschleunigt hat.

Die geistesgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Veränderungen werden allgemein mit den Prozessen der Individualisierung, der Säkularisierung und der Pluralisierung der Wertsysteme verbunden. In der Neuzeit nimmt der sich selbst definierende Mensch zunehmend den Platz ein, der früher Gott und den von ihm abhängigen Autoritäten eingeräumt wurde. Und der Einzelne und seine eigenen Vorstellungen treten im heu-

tigen Wertesystem immer mehr an die Stelle, die früher anerkanntermaßen Kirche und Gesellschaft, Familie und Tradition innehatten. Während freilich in den Anfängen der Aufklärung an die Stelle der Dogmatik und der Tradition die „Vernunft“ treten sollte und an die Stelle der Religion die vernünftige und moralisch verantwortliche Individualität, leiden wir heute eher unter „unvernünftigen“ Formen der Selbstbezogenheit und unter ethisch bedenklichen Entwicklungen der Ich-Zentriertheit des Einzelnen.

Stand am Anfang noch das philosophisch anspruchsvolle „Ich denke – also bin ich!“, sind an die Stelle der autonomen Vernunft längst weitaus banalere Interessen getreten. „Ich arbeite, also bin ich!“, „Ich fühle, also bin ich!“ oder „Ich erlebe, also bin ich!“, sind die Parolen, nach denen die Perspektive auf die eigene Wirklichkeit reduziert und auf die eigenen Belange konzentriert wird. Wenn aber die jeweilige „Selbstentfaltung“ zum Mittelpunkt der Lebensinteressen wird und wenn weder Gott noch ein gemeinsames Wertesystem, weder Kirche noch Gesellschaft dem Einzelnen noch allgemein verbindliche Normen vermitteln können, führt dies naheliegender

Weise zu einer Vielzahl von „Wahrheitsansprüchen“ und zu einer weitgehenden Beliebigkeit von Lebenskonzepten.

Mögen die mit der Aufklärung in Gang gebrachten Prozesse der Individualisierung, der Säkularisierung und der Pluralisierung der Wertesysteme vielfach auch als Befreiung von unangemessener Fremdbestimmung und als Erlösung aus einer bedrückenden Unmündigkeit erlebt worden sein, so leiden wir heute als Kirche und Gesellschaft zunehmend unter den Folgen des Verlustes von Gemeinsinn, Werteorientierung und ethischer und sozialer Verbindlichkeit.

Besinnung auf den Ausgangspunkt der Ziele

Wenn wir bei unserer Suche nach dem Geheimnis einer „wachsenden Kirche“ zunächst nach dem biblischen Befund fragen, mag das vielen von uns noch vertraut und selbstverständlich sein. Es legt sich aber auch von dem Wesen der Kirche, von der Wirklichkeit der Geschichte und von der eigenen Lebenserfahrung her durchaus nahe. In Situationen der Krise und der Orientierungslosigkeit kann der sicherste Fortschritt

darin bestehen, dass wir nicht unbedacht weiterlaufen, sondern anhalten und uns auf den Ausgangspunkt unserer Ziele besinnen. Gleich einem Wanderer im Moor, der spürt, dass der Boden unter ihm nachgibt, ziehen wir uns unwillkürlich zurück zu dem Punkt unseres Weges, an dem wir noch sicheren Boden unter den Füßen hatten, um uns neu zu orientieren. Dabei darf es nicht um ein rückgewandtes und lebensängstliches Flüchten in die Vergangenheit gehen, sondern vielmehr um eine Wiedergewinnung der Perspektive, die uns vormals motivieren und unsere Wirklichkeit verändern konnte.

Bei einer biblischen Rückbesinnung auf eine „wachsende Kirche“ könnte man versucht sein, von den wenigen wörtlichen Belegen des Neuen Testaments zunächst die zu bevorzugen, an denen offensichtlich von einem quantitativen Wachstum der frühen Kirche die Rede ist. So heißt es in der Apostelgeschichte 5,14: „Es wuchs die Zahl derer, die an den Herrn glaubten“; Apg 9,31: „So hatte nun die Gemeinde Frieden ... und baute sich auf und lebte in der Furcht des Herrn und mehrte sich unter dem Beistand des heiligen Geistes“; oder Apg 12,24: „Und das

Wort wuchs und breitete sich aus“ (Apg 2,47; 4,4; 11,12; 14,1). Angesichts des hier bezeugten explosionsartigen Wachstums – der Urgemeinde in Jerusalem und der frühen missionarischen Gemeinden im Umfeld Judäas und bald schon bis hin zum Ende der Welt – wird in uns unweigerlich ein Interesse für die Phänomene geweckt und für die Methoden, mit denen eine entsprechende Entwicklung in unseren Verhältnissen anzustoßen und zu verwirklichen wäre. Was ist das Geheimnis dieser quantitativen Kirchenvermehrung? In der Tat sollten wir die „Quantität“ beim Thema „Wachstum“ nicht einfach abwerten und gering schätzen und so unsere eigene Verlegenheit unter der Hand zum Ideal umdeuten. Aber auch in der Apostelgeschichte geht es vor allem um die Frage nach dem Wesen der Kirche, das die Phänomene begründet, und nicht umgekehrt um die Fixierung auf die Phänomene, die das Wesen und die Verwirklichung der Realität vergessen lassen.

Andere von uns mögen beim Thema „Wachsen“ vor allem an das berühmte Reich-Gottes-Gleichnis Jesu von der „selbstwachsenden Saat“ in Mark 4,26–29 denken. Da aber dort davon die

Rede ist, dass der Weizen „von selbst“ – wörtlich sogar: „automatisch“ – wächst, wirft das geheimnisvolle Gleichnis erfahrungsgemäß zunächst mehr neue Fragen auf, als es bestehende klärt. Will Jesus hier etwa mit dem Hinweis auf den Bauern, der „Samen aufs Land wirft und schläft“ zur Tatenlosigkeit unter seinen Jüngern ermutigen? Für den antiken, jüdisch-christlich geprägten Hörer wird das „natürliche“ Wachstum jedoch noch selbstverständlich schöpfungstheologisch mit Gott selbst und seinem Wirken und Bewahren verbunden, sodass es auch hier bei dem „von selbst“ um das Geheimnis des dem menschlichen Vermögen entzogenen göttlichen Schöpfungswirkens geht. Sosehr der Bauer in das Wirken einbezogen ist, sowenig verfügt er selbst über das Geheimnis und das Bewirken des Wachsens und des Gedeihens der Frucht bis zur Ernte.

Um das berechnete, aber doch zugleich verführerische Interesse an einem vor allem quantitativ verstandenen Wachstum nicht dominieren zu lassen, haben wir uns dafür entschieden, uns auf den Brief an die Epheser zu konzentrieren (Eph 2,19–22; 4,15f; vgl. Kol 2,19), bei

dem das Wachsen der Kirche wie der einzelnen Gläubigen zunächst und vor allem qualitativ – im Sinne einer Verwesentlichung und Reifung, einer Besinnung auf den Ursprung und einer Orientierung am Ziel – verstanden wird.

Der Epheserbrief gehört bekanntermaßen zu den späteren der dreizehn neutestamentlichen Briefe unter dem Namen des Paulus. Ob man ihn noch als späten Paulusbrief versteht oder als Schreiben aus der Schule des Paulus nach dem Ableben des Apostels (wie die Mehrheit der Exegeten), wir finden hier gerade in den für unser Thema wesentlichen Aspekten eine authentische Fortentwicklung und Vertiefung der paulinischen Ausführungen zur „Lehre von Christus“ (der „Christologie“), zur „Lehre vom Heil“ (der „Soteriologie“) und zur „Lehre von der Kirche“ (der „Ekklesiologie“) in den zentralen Briefen an die Römer, die Korinther (1/2 Kor) und die Galater.

Vom „Wachsen“ der „Kirche“

Vom Wachsen der Kirche kann im Epheserbrief in zweifacher Hinsicht gesprochen werden: einerseits in der Vorstel-

lung von der Gemeinde als „Leib“ im Sinne des Heranwachsens und Sich-Entwickelns bis zur vollen Reife und Entfaltung, dem „Erwachsensein“ (Eph 4,13); andererseits in der Vorstellung vom „Bau“, vom „Gebäude“ im Sinne des Aufbauens, Erbauens des Gebäudes bis zur geplanten Vollendung und Erfüllung der Zweckbestimmung (als „Wohnung Gottes im Geist“, Eph 2,19–22). Dabei orientiert sich die Metapher des „Wachsens“ jeweils sowohl an der Vorstellung eines vorgegebenen Ziels, einer wesentlichen Bestimmung, als auch an dem Gedanken eines „organischen“ und „konstruktiven“ Entwicklungs- und Entfaltungsprozesses.

Neben dem neutestamentlichen „Wachsen“ haben wir aber zugleich auch das Verständnis von der „Kirche“ näher zu bestimmen, die wachsen soll. Das Neue Testament unterscheidet noch nicht zwischen „Kirche“ und „Gemeinde“, es kennt nur einen Begriff: (griechisch) „Ecclesia“. Ecclesia kann sowohl Kirche im übergreifenden, überregionalen Sinn bedeuten (1 Kor 6,4; 12,28; Eph 1,22; 3,10.21; 5,23–32) als auch die Gemeinde vor Ort (Röm 16,16; 1 Kor 1,1; 4,17; 2 Kor 1,1; 1 Thess 1,1; Phil 4,15), die sich in einem

Privathaus versammeln konnte (Röm 16,5; 1 Kor 16,19; Kol 4,15; Phlm 2).

Diesen Begriff „Ecclesia“ / „Kirche Gottes“, hatten Paulus und seine Schule nicht etwa neu geprägt; er diente bereits als die stolze Selbstbezeichnung der Urkirche in Jerusalem. Theoretisch hätte sie sich auch im Anschluss an die griechische Übersetzung des Alten Testaments „Synagoge“ nennen können. Aber da dies die „Versammlung“ und dann auch den Versammlungsort der jüdischen Brüder und Schwestern bezeichnete, bot sich für die ersten Christen der aus der griechischen Umwelt bekannte Begriff Ecclesia – „Versammlung“, „Gemeinde“ – an. (Unser deutscher Begriff „Kirche“ für die Ecclesia wie für das Gebäude, in dem sich die christliche Gemeinde versammelt, leitet sich von dem griechischen Adjektiv kyriakos – d. h. „dem Herrn gehörig“ – ab. „Kirche“ bedeutet also wörtlich „die dem Herrn gehörige Gemeinde“, „das zum Herrn gehörige Haus“.)

„Versammlung Gottes“ war für die ersten Christen ein ganz bedeutungsvoller und positiv geprägter Name, weil damit in der Zeit zwischen Altem und Neuem Testa-

ment in der apokalyptisch-endzeitlich orientierten Literatur die Hoffnung verbunden wurde, dass Gott am Ende der Geschichte seine Auserwählten als sein Aufgebot aus Israel und den Völkern zusammenführen wird. (So steht hinter dem Substantiv Ecclesia im Griechischen auch ursprünglich das Verb „herausrufen“, griechisch ekkaleo, nämlich zur Heeresversammlung, zur Vollversammlung der Stimmberechtigten.) Diese Gemeinschaft der Zusammengerufenen darf sich als die Gefolgschaft Gottes in der letzten geschichtlichen Stunde verstehen, in der Stunde seines Kommens. Sie sollen ihm einmal entgegenziehen und ihn dann begleiten, wenn er gleich einem königlichen Herrscher in die Stadt einzieht, um seine Herrschaft der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens durchzusetzen (vgl. 1 Thess 3,13; 4,15ff). Dieses „kleine Häuflein“ in Jerusalem – das die Urgemeinde anfangs darstellte – und die bis an das Ende der damaligen Welt wachsende Ecclesia Gottes wussten sich von Gott in Jesus Christus zu einem solchen Vorrecht der Gottesgemeinschaft und des Mitregierens mit Gott berufen.

Was ist nun mit der Beschreibung der Kirche Jesu Christi als „Leib“ und als

„Bau“ zentral und vorrangig gemeint (vgl. schon 1 Kor 3,9.16; 12,12ff; Röm 12,3ff)? Es sind drei Wesensmerkmale der „wachsenden Kirche“ im Epheserbrief, die wir uns vor allem vergegenwärtigen wollen.

Die Bedeutung der Christusbezogenheit – zur Wiederentdeckung des „Du“

Es ist eine Besonderheit der neutestamentlichen Briefe und speziell des Epheserbriefes, dass sie den Kirchenbegriff ganz zentral mit der Person Jesu Christi als „Herrn“ verbinden – als Kyrios der Welt und der Geschichte, aber vor allem auch als Kyrios seiner Kirche und der einzelnen Gemeinden. Die Ecclesia Gottes – also die verheißene endzeitliche Heilsgemeinde und Versammlung Gottes – besteht in der Versammlung derer, die Jesus Christus als Herrn erkennen, anerkennen und bekennen. Die Kirche Gottes (1 Kor 1,2; 10,32; 11,16; 15,9; 2 Kor 1,1; 1 Thess 2,14) ist die Kirche Jesu Christi (Röm 16,16)!

Sosehr der paulinische Kirchenbegriff durchaus trinitarisch ausgewogen entfaltet wird – im Zusammenhang der Kirche wird sowohl vom Vater als auch vom

Sohn als auch vom Heiligen Geist gesprochen (1 Kor 12,4ff; Eph 4,4ff) –, so sehr fällt gerade im Epheserbrief die Hervorhebung Jesu Christi als des Hauptes der Kirche auf: Gott hat Christus „gesetzt zum Haupt der Gemeinde über alles, welche da ist sein Leib“ (Eph 1,22f). „Lasset uns ... wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus“ (Eph 4,15; vgl. 5,23). Wenn man den Begriff nicht abwertend oder einseitig versteht, kann man durchaus sagen, dass der Epheserbrief ein christozentrisches Kirchenverständnis vertritt. Selbstverständlich geht auch er von der Gestalt der wirksamen Gegenwart Gottes im Geist aus (Eph 1,13; 2,18.22; 3,16; 4,3f.30; 5,18), jedoch erkennt er offensichtlich die Christusbezogenheit der Kirche in der aktuellen Situation im ganz wörtlichen Sinne als „Hauptsache“. Christus ist der Grundstein des Gotteshauses (Eph 2,20ff) und er ist das Haupt des Leibes, „von dem aus der ganze Leib zusammengefügt ist und ein Glied am anderen hängt“ (Eph 4,15f).

In der Krise und Anfechtung der Gemeinde, an die sich der Epheserbrief wendet, wird die angemessene Reaktion und Antwort nicht etwa in einer Zu-

rücknahme des Christusbekenntnisses und in einer Anpassung an die vorherrschenden Meinungen gesehen, sondern gerade umgekehrt in einer Konzentration auf das Wesentliche und in einer Besinnung auf die „Hauptsache“. Während wir heute oft versucht sein mögen, in großen Irritationen und Notsituationen des Glaubens die Anstöße zu beseitigen und im Interesse einer wachsenden Kirche das Bekenntnis auf das leicht Vermittelbare zu reduzieren, antworten die neutestamentlichen Verfasser nicht mit einer dogmatischen Abflachung und Anpassung, sondern im Gegenteil mit einer wesentlichen Vertiefung und existentiellen Anwendung: Je tiefer die Not ist, unter der die Gemeinde leidet, desto höher ist die Christologie und umso ausdrücklicher wird das Christusbekenntnis entfaltet.

Dies geschieht nicht etwa aus dogmatischem Trotz oder weltfremder „Festungsmentalität“ – nach dem Motto: „wenn schon keiner mehr glaubt, wollen wir wenigstens das Bekenntnis unverstündlich formulieren“ –, sondern gerade in Wahrnehmung von Wirklichkeit und im Ernstnehmen der beklemmenden Probleme. Ist denn einem Trostlosen ge-

holfen, wenn wir ihm auch noch die Hoffnung nehmen? Ist einem Verfolgten und Verlassenen damit gedient, dass wir ihm auch noch die Realität des Lebens und der Liebe klein reden? Kennen wir nicht aus Seelsorge und Beratung die tiefe Wahrheit, dass es nicht genügt, in Empathie und Rücksicht die Klage der Klagenenden zu verstärken, ihre Ausweglosigkeit zu bestätigen und in das allgemeine und unverbindliche Lamentieren über Gott und die Welt einzustimmen?

Angesichts der schwerwiegenden neuzeitlichen Herausforderungen, die uns als Kirche mit der Säkularisierung, der Individualisierung und dem vorherrschenden Pluralismus aufgegeben sind, könnten wir uns mit der Naivität und Sorglosigkeit der frühen Gemeinden zu entschuldigen suchen. Neigten wir doch schon immer dazu, die Verhältnisse der Urgemeinde zu idealisieren und ihr Leiden an der Wirklichkeit zu verharmlosen. In Wahrheit aber litten die frühen Christen in ihrer Minderheiten- und Verfolgungssituation unter Verhältnissen, von denen wir – Gott sei Dank! – heute noch Welten entfernt sind. Die äußeren Verhältnisse der Anfangszeit der Kirche und der Entstehungszeit des Neuen Tes-

taments waren noch ungleich schwieriger als die unseren, so enttäuscht und frustriert wir persönlich heute auch sein mögen. Die neutestamentlichen Briefe sind nicht etwa in einer heilen und romantischen Gemeindesituation entstanden, sondern sie sind im Gegenteil den tiefen Erschütterungen, Auseinandersetzungen und Leiderfahrungen der frühen Christen verpflichtet. Auch sie zweifelten schon angesichts ihrer Wirklichkeitserfahrung an der Realität der Verheißung und an dem Wahrheitsanspruch ihres Bekenntnisses. Sie drohten in kleine Gruppierungen auseinander zu brechen und litten unter den andauernden Konfrontationen um ihres Glaubens willen (vgl. Eph 6,10ff).

So war also schon damals das hohe Christusbekenntnis keineswegs allgemein anerkannt und unangefochten, aber es wurde durch Vergegenwärtigung des Evangeliums und gegenseitige Aufmunterung immer wieder hoffnungsvoll zugesprochen und erinnert. Das Bekenntnis zu der Person Jesus Christus und zu seiner zentralen Bedeutung für Kirche und Welt wollte immer wieder neu als die „Grundlage“ entdeckt und als die „Hauptsache“ entfaltet wer-

den, denn es bot bei aller Verschiedenheit und in allen Trennungen die entscheidende Orientierung und Zielvorgabe für jeden Neuanfang und jedes Wachstum: „Lasset uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus!“

Nun erscheint es für alle, die an Christus glauben, vielleicht als eine Selbstverständlichkeit, dass Christus eine zentrale Rolle in der Kirche spielen soll. Ich möchte aber zur Plausibilisierung einen Schritt weiter gehen und möchte auch die in den Blick nehmen, die dieses Christusbekenntnis nicht so selbstverständlich teilen. Was ist eigentlich Wesentliches ausgesagt mit dieser Zentrierung auf die Person Jesus Christus? Wir haben neuzeitlich tatsächlich das Problem der fehlenden Mitte, der mangelnden Orientierung und diffusen Zielvorgabe. Nun lässt sich in der Kirche heute wie damals die wesentliche Einheit kaum durch die Gleichheit der Phänomene herstellen und die Realität des Geglauten kaum allein aufgrund der vielfältigen und widersprüchlichen Erfahrungen von Wirklichkeit erweisen.

Wir können es auch noch nüchterner formulieren: Unser neuzeitliches Problem ist die Fixierung auf die Phänomene, die Reduzierung auf das unmittelbar Wahrnehmbare und das Diktat der Wirklichkeit. Die frühe Kirche aber hat sich bewusst als in einer Spannung lebend wahrgenommen und wusste mit existentiellen Widersprüchen umzugehen – nämlich mit dem eklatanten Widerspruch von (schon) erfahrener Wirklichkeit und (bisher erst) geglaubter Realität. Hätte unser Leib kein inneres Programm, er könnte nicht zur vollen Reife der Frau und des Mannes heranwachsen. Würden alle Glieder unseres eigenen Leibes nur „kopflös“ vor sich hin zucken, wir verfügten kaum noch über einen koordinierten und lebensfähigen Organismus. Und hätten Bauherren und Bauarbeiter keinen Plan und keine Zielvorgabe, sondern würden nur nach Lust und Laune vor sich hin bauen, käme es wohl nie zu einem geschlossenen Ganzen. Bei allem Chaos, das oft noch trotz Architekt und akribischen Bauplänen auf Baustellen herrscht, möchte man sich ein solches Unterfangen schon gar nicht erst vorstellen.

Es gilt – und zwar gerade angesichts unseres neuzeitlichen Individualismus

und Pluralismus – wieder neu nach dem zu fragen, was uns in unseren Kirchen verbindet, was unser gemeinsamer Zielpunkt sein kann, auch entgegen vergangener und gegenwärtiger Wirklichkeitserfahrung. Denn ohne das Programmatische der geglaubten Realität, die sich nicht auf die gegenwärtige Erfahrung und die unmittelbare Wahrnehmung reduzieren lässt, kann ein Organismus nicht koordiniert wachsen und ein Gebäude nicht stabil aufgebaut werden.

Die Wirklichkeit gewordene Liebe als Programm

Nun könnte man fürchten, es handle sich bei dem bisher Ausgeführten um eine rein formale Bestimmung zur Förderung der Gemeindeentwicklung. „Christus“ würde dann als formale Mitte und Orientierung zum Zweck einer zielgerichteten Entwicklung der Kirche bestimmt; und an der Realität würde gegen die Resignation rein formell um der Entwicklung und Erneuerung der Kirche willen festgehalten. Jedoch ist gerade aus dem Epheserbrief – entgegen allem Misstrauen hinsichtlich einer christozentrischen Theologie – zu entnehmen, dass Christus nicht als formale Chiffre

für die Einheit, die Autorität oder gar die Hierarchie der Kirche missbraucht werden darf. Die Autorität und die Herrschaft Christi werden vielmehr mit der Offenbarung der Liebe Gottes im Christusgeschehen begründet und von ihr her entfaltet (Eph 2,4ff; 3,19; 5,2.25). Worin zeigt sich diese – alle bisherige Erkenntnis übertreffende und erfüllende (Eph 3,19) – Liebe Gottes in Christus? Auch hier lässt der Epheserbrief an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig. Die Liebe Christi hat sich durch die uneingeschränkte Lebenshingabe zugunsten der Geliebten als unbedingt und grenzenlos erwiesen (3,19; 5,2.25) und im Hinblick auf die Situation der Geliebten als voraussetzungslos und bedingungslos (2,4ff).

Damit ist der Christusbezug der Kirche sowohl ein zutiefst persönlicher als auch hinsichtlich der maßgebenden Orientierung ein konkret inhaltlich bestimmter. In der bis zur Selbsthingabe bereiten Zuwendung Christi erweist sich, was nach dem Evangelium Gottes unter Liebe zu verstehen ist. Können menschliche Formen der Zuwendung durchaus von der Liebenswürdigkeit und dem liebenswerten Verhalten des Gegenübers abhängig

sein, gilt diese Liebe dem Geliebten in seiner Vorfindlichkeit voraussetzungslos und in der Widersprüchlichkeit seiner Erscheinung bedingungslos und persönlich. Gerade auf die Entfaltungen des Epheserbriefs lässt sich die alte Formel mit Gründen beziehen: „Gott liebt uns nicht, weil wir wertvoll sind, sondern wir erkennen uns als wertvoll, weil Gott uns liebt.“

Diese konkrete und in Leben und Sterben Christi Wirklichkeit gewordene Liebe ist das Programm, nach dem Kirche als Leib Christi organisch wachsen und sich zielführend entfalten kann. Denn Liebe ist die Fähigkeit und die Kraft der Wiederentdeckung des „Du“ und des „Ihr“ – auch in Selbstüberwindung und Hingabe des ansonsten an sich selbst verlorenen „Ich“. Durch die Aufwertung einer unbedingten Zuwendung und durch die Bedeutsamkeit, die durch eine uneingeschränkte Zuneigung erkannt wird, werden die Einzelnen wie die Gemeinschaft in die Lage versetzt, auch ihrerseits du-orientiert und nicht nur ego-zentrisch, am Wohl der anderen interessiert und auf Christus und seine Ziele bezogen zu leben. Zu einer organischen Entwicklung des Leibes Christi

ist die Liebe nicht nur förderlich, sondern konstitutiv und unentbehrlich: „... dass der Leib wächst und sich aufbaut in der Liebe“.

Dabei ist entscheidend, dass es bei diesem Liebesbegriff nicht nur um abstrakte Theorien und uneingelöste romantische Ideale geht, sondern um gelebtes, lebendiges und zu lebendes Leben. Die Orientierung, die die Gemeinde von Christus her empfängt, ist sein gelebtes Leben, nicht nur seine isolierte Verkündigung oder seine ethische Unterweisung. Die Worte des Ideals zielen auf Verwirklichung der Realität, und die Einladung zur eigenen Umsetzung im Leben gründet auf der geschichtlich erfahrenen Wirklichkeit der Offenbarung Gottes in Christi Leben, Leiden und Auferstehen: „Aber Gott, der reich ist an Barmherzigkeit, hat in seiner großen Liebe, mit der er uns geliebt hat, auch uns, die wir tot waren in den Sünden, mit Christus lebendig gemacht – aus Gnade seid ihr selig geworden –; und er hat uns mit auferweckt und mit eingesetzt im Himmel in Christus Jesus, damit er in den kommenden Zeiten erzeige den überschwänglichen Reichtum seiner Gnade durch seine Güte gegen uns in Christus

Jesus“ (Eph 2,4–7). – „So folgt nun Gottes Beispiel als die geliebten Kinder und lebt in der Liebe, wie auch Christus uns geliebt hat und hat sich selbst für uns gegeben ...“ (Eph 5,1; vgl. 5,25).

Das „Subjekt“ des Aufbaus und des Wachsens der Kirche

Die Konzentration auf Christus als Grundstein und Haupt der wachsenden Kirche im Epheserbrief ist aber auch deshalb von großer Bedeutung, weil sie einem Missverständnis wehrt, dem wir in unseren Gemeinden und Kirchen in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend erlegen sind – und dies ganz unabhängig davon, ob wir uns selbst eher als konservativ oder als liberal verstehen, ob wir uns „rechts“, „links“ oder in der „Mitte“ unserer Kirche verorten. Neigten wir nicht auf unsere je eigene Weise dazu, dem Wachsen und der Verwirklichung der Kirche das falsche Subjekt zuzuordnen?

Die einen sprachen davon, dass wir „das Reich Gottes“ zu bauen hätten. Aber wer kann „Gottes Herrschaft“ aufrichten, wenn nicht Gott selbst? Werden wir nicht vielmehr unsererseits als die „Stein-

ne“ verstanden (Eph 2,19–22; 1 Petr 2,4f), aus denen Gott seinen lebendigen Tempel aufbaut und die er in seinen göttlich konzipierten und begründeten Bau integriert? Haben wir selbst und von uns aus in eigener und letzter Verantwortung zu bauen oder werden wir nicht vielmehr zu einer Wohnung Gottes „miterbaut“ (Eph 2,22)?

Andere wiederum sprachen im Hinblick auf die Kirche als Leib Christi motivierend und aufrüttelnd davon, dass „Christus keine Hände habe außer den unseren ...“ Aber so gut all diese Appelle auch gemeint sein mögen, so spiegeln sie doch oft die völlig illusorische Überschätzung menschlicher Möglichkeiten und die gnadenlose Überforderung des Einzelnen wider. Wenn es denn wirklich so wäre, dass Christus keine Lippen hätte außer unseren Lippen, keine Füße außer den unseren und keine Hände außer unseren Händen, dann hätte er freilich allen Grund, auch noch „kopflös“ zu werden.

In Anbetracht der Not der Welt und angesichts des Zustands unserer Kirchen haben wir die Menschen, die uns anvertraut sind, mit unseren Predigten, Vor-

trägen und Vorlesungen in den Gemeinden und Kreisen, in den Akademien und Universitäten nicht selten überfordert. Wir haben es – wie es der Begriff des überfordernden Antreibens von Viehherden so anschaulich ausdrückt – hinsichtlich der Herde Gottes „übertrieben“. Doch wer übertreibt, der hat nicht mehr erreicht als der, der angemessen führt, sondern weniger; denn es bleiben Erschöpfung und Lähmung statt Wachstum, Dynamik und Fortschritt.

Nein, Subjekt des Aufbaus und des Wachsens der Kirche als auch des Erwachsenwerdens der Gläubigen sind nicht wir und brauchen wir auch – Gott sei Dank! – nicht selbst zu sein; Subjekt des Aufbaus und des Wachsens ist der gekreuzigte und auferstandene Christus, der durch die Amtsinhaber und die Gemeindeglieder wirkt. Insofern geht es nach dem Epheserbrief auch nicht darum, dass die Glaubenden ihrerseits versuchen, Christus als einen Abwesenden aus eigener Kraft auf dieser Welt zu vertreten, sondern darum, dass sie erkennen, was ihnen durch Gottes Kraft in Christus bereits real und wirksam geschenkt worden ist. Sie sollen wissen, dass Christus selbst in ihnen lebt, wie

auch sie bereits an Christi Auferstehungsleben gegenwärtig teilhaben. Im Epheserbrief geht es beim Gemeinde- und Glaubenswachstum nicht zuerst um menschliche Aktivitäten, sondern um die Erkenntnis des Wirkens Gottes, das sich im Leben der Glaubenden entfalten will. Vor der menschlichen Verwirklichung von Leben und Liebe steht das Erkennen der überschwänglichen göttlichen Realität und der Realisierung des Lebens und der Liebe im Christusgeschehen. Das Wachsen der Kirche und der einzelnen Gläubigen beginnt mit dem Begreifen der Vieldimensionalität – in Breite, Länge, Höhe und Tiefe – dieser bereits vorgegebenen „Grundlage“ und „Hauptsache“, die sich in der Liebe entfalten.

Diese präsentischen Aspekte endzeitlicher Hoffnungserfüllung in Christus weiß kaum eine neutestamentliche Schrift so nachdrücklich hervorzuheben wie der Epheserbrief: „... damit ihr erkennt, zu welcher Hoffnung ihr von ihm berufen seid, wie reich die Herrlichkeit seines Erbes für die Heiligen ist und wie überschwänglich groß seine Kraft an uns, die wir glauben, weil die Macht seiner Stärke bei uns wirksam wurde, mit der er in Christus gewirkt hat (Eph

1,18–20)“ – „... dass Christus durch den Glauben in euren Herzen wohne und ihr in der Liebe eingewurzelt und gegründet seid. So könnt ihr mit allen Heiligen begreifen, welches die Breite und die Länge und die Höhe und die Tiefe ist, auch die Liebe Christi erkennen, die alle Erkenntnis übertrifft, damit ihr erfüllt werdet mit der ganzen Gottesfülle. Dem aber, der überschwänglich tun kann über alles hinaus, was wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die in uns wirkt, dem sei Ehre in der Gemeinde und in Christus Jesus zu aller Zeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen“ (Eph 3,17–21).

Der Bezug auf Christus als kritisches Prinzip

Schließlich sei auch noch auf einen letzten, entscheidenden Aspekt der Christusbezogenheit des Kirchenverständnisses im Epheserbrief hingewiesen. In dem Christus selbst und er allein als Kyrios – als Herr der Welt und der Geschichte, als Herr der Kirche und der Gläubigen – bekannt und anerkannt wird, sind damit weder innerkirchliche Autoritäten (auch nicht die Apostel und Propheten, Eph 2,20; 4,11) noch irgendwelche „Herren der Welt“ (Eph 6,10–20)

der Kirche vorgesetzt oder von ihr zu fürchten, sondern sie sind alle zugleich Christus unterstellt. Bei aller Betonung wechselseitiger Abhängigkeit und gegenseitiger Verbundenheit der einzelnen Glieder am Leib Christi liegt in der grundsätzlichen Gegenüberstellung von Christus als dem einen Haupt und der ihm zugeordneten Vielzahl der gleichgestellten Glieder ein enormes Potential an Ermutigung, Befreiung und Aufwertung der Gemeindeglieder.

Das Verhältnis von Aposteln, Evangelisten, Lehrern, Propheten und Hirten untereinander und zu den anderen Gemeindegliedern muss nach dem Epheserbrief nicht gesondert geregelt werden (Eph 2,20–22; 4,11–13), solange sie alle mit ihren Gaben ausschließlich an der Förderung des Ganzen und an der organischen Ergänzung und Entwicklung des Gemeinsamen orientiert bleiben. Die Bedeutung und Hierarchie der Ämter sowie die Strukturfragen der Kirchen- und Gemeindeleitung treten in dem Maße zurück, wie sich die Kirche auf ihr eines Haupt besinnt, „von dem aus der ganze Leib zusammengefügt ist und ein Glied am anderen hängt durch alle Gelenke, wodurch jedes Glied das andere unter-

stützt nach dem Maß seiner Kraft und macht, dass der Leib wächst und sich selbst aufbaut in der Liebe“ (Eph 4,15f).

Die Bedeutung der Gemeindebezogenheit – zur Wiederentdeckung des „Wir“

Damit sind wir beim Bild des Leibes selbst. Es ist uns so geläufig, wie sich sein wahres Geheimnis unserer Wirklichkeit wohl noch entzieht. Denn so sehr wir auch die Entwicklung zum Individualismus beklagen mögen, so sind wir doch zugleich dessen Kinder – ungeachtet wiederum der Frage, ob wir uns als konservativ, liberal oder fortschrittlich verstehen, ob wir uns auf dem linken, dem mittleren oder dem rechten Flügel unserer Gesellschaft und Kirche ansiedeln. Wir verstehen die Gemeinde als die Summe aller einzelnen Gläubigen, Engagierten, Vernünftigen, Heiligen oder wie auch immer. Als Einzelne kommen wir zu einem Gottesdienst zusammen und bilden dann als die Vielzahl der versammelten Individuen die Gottesdienstgemeinde.

Die Kirche als Leib und als Bau Gottes wird aber in den paulinischen Briefen als

ein organisches Ganzes verstanden, das in seiner Gesamtheit weit mehr ist als nur die Summe der einzelnen Glieder. Die Realität des „Wir“ und die Wirklichkeit des Organismus vermögen den alten Gegensatz von Individualismus und Kollektivismus zu überwinden, und das an der Ganzheit orientierte Denken weist einen Weg jenseits der Einseitigkeiten von Egoismus und Altruismus, von rücksichtsloser Selbstbezogenheit und selbsterstörerischer Aufopferung. Denn im „Wir“ besteht nicht der sich ausschließende Gegensatz von „ich“ und „du“. Das „Wir“ lebt von der jeweiligen Entfaltung der einzelnen Subjekte, und im „Wir“ kommen das „Ich“ und das „Du“ ausgewogen zur Geltung. Fördern sich die Glieder am Leib nicht selbstverständlich gegenseitig und kommen sich wechselseitig im Interesse des Ganzen zur Hilfe? Sorgt der Organismus nicht dafür, dass alle Glieder angemessen zu ihrem Recht kommen und bis hin zum kleinsten am Wohl des ganzen Leibes teilhaben? Ergibt sich das Wachsen des Organismus nicht selbstredend aus der Förderung der einzelnen Glieder, und besteht das Geheimnis eines gesunden Körpers nicht gerade in der leiborientierten, ausgeglichen und ganzheitli-

chen Entfaltung der einzelnen Zellen, Organe, Glieder und Körperteile?

Das Geheimnis des Organismus lässt sich gerade nicht auf ein Subjekt reduzieren. Gewiss, suchte man nach einer Analogie sonstiger Hierarchien, würde man das „Haupt“ an erste Stelle setzen, und diese hervorragende Stellung kommt am Leib Christi nach dem Epheserbrief Christus selbst und ihm allein zu. Er ist der Kyrios der Kirche und sonst niemand, nicht einmal Apostel und Propheten, wie viel weniger kirchenleitende Amtsinhaber oder theologische Lehrer. In einem organischen Ganzen werden die Abhängigkeit der Glieder von ihrem Haupt und das wechselseitige Angewiesensein innerhalb des Leibes überhaupt nicht als Problem oder Einschränkung verstanden. Der Organismus hat mehr als nur ein Subjekt, und kein Glied am Leibe käme auf den Gedanken, sich selbst als Mittelpunkt zu verstehen und anderen Gliedern ihre Förderung zu neiden. Von der Einbeziehung anderer Interessen lebt der Organismus und eine Ausgrenzung auch nur eines einzigen Gliedes würde der Gesamtheit des ganzen Leibes schaden.

Der Bereich, in dem wir auch alltäglich solche „Wir-Beziehungen“ im Kleinen erfahren, ist die Wirklichkeit echter menschlicher Liebe. Liebende Eltern können sich über die Entwicklung und den Erfolg ihrer Kinder freuen, echte Freunde vermögen sich gegenseitig Gutes und Gelingen neidlos zu gönnen, für Verliebte können Glück und Freude des anderen mit der eigenen Seligkeit ununterscheidbar verschmelzen, und erfahrene Paare und Familien mögen das „Wir-Denken“ so verinnerlicht haben, dass man sie nur als „Familie Gottes“ und als „Geschwister Christi“ (Röm 8,14–17; Mk 3,31–35) anzusprechen braucht, um ihnen das Geheimnis der Kirche Christi zu vergegenwärtigen.

Die Wirklichkeit der Liebe und die Realität des Leibes Christi

„Lasset uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus ... , dass der Leib wächst und sich selbst aufbaut in der Liebe.“ Wir mögen den Begriff der Liebe stärker emotional als Zuneigung und Affekt verstehen oder eher voluntativ als willensbetonte Hinwendung und tatbereite Hilfe, in jedem

Fall liegt das Geheimnis echter Liebe darin, dass sie diese beschriebene Realität des „Wir“ jenseits des Interessenkonfliktes von „ich“ und „du“, jenseits des Gegensatzes vom Einzelnen und dem Ganzen verwirklichen. Solange bei der Liebe nicht beide gewinnen, der Liebende und der Geliebte, ist sie noch „ich-“ oder „du-lastig“, aber noch nicht „wirbezogen“. Dieses ausgeglichene wechselseitige Verhältnis der Gelenke und Glieder des Leibes soll in der in Christus offenbaren Liebe begründet und an ihr orientiert sein. Ob emotional empfunden, vernünftig bewusst gemacht oder willentlich ergriffen, es geht bei dieser Liebe um eine am „Wir“ orientierte und zu konkreten Äußerungen der Hingabe bereite Lebenshaltung.

Wenn wir die Gemeinde Christi als eine einheitliche und gegliederte Ganzheit beschreiben, in der jedes Glied seinen organischen Platz hat im wechselseitigen Austausch des Gebens und Nehmens, kommen uns in Anbetracht unserer Erfahrung wohl grundsätzliche Zweifel. Sprechen wir bei alledem nicht nur von einem Ideal, das sich in die Wirklichkeit unseres „alltäglichen Sonntags“ gar nicht vermitteln lässt? Erstaunen

muss uns da, dass Paulus selbst als erster Zeuge dieses Bildes gerade diejenige Gemeinde als „einen Leib“ im besagten Sinne anspricht (1 Kor 12,12ff.), bei deren momentaner Situation wohl alles andere als ein „Wir-Gefühl“ vorherrscht. Dabei macht er sich über die Zustände in Korinth durchaus keine Illusionen – ist doch der ganze Brief durch die Probleme, Fragen und Konflikte der Gemeinde bestimmt. Vielmehr will er den Adressaten bewusst machen, was von Christus her in Hinsicht auf die Schwierigkeiten gilt. Wenn Paulus davon redet, dass der Leib trotz aller Verschiedenheit der einzelnen Glieder eine Einheit ist, verweist er nämlich zur Begründung nicht auf die Erfahrung der korinthischen Gemeinde, sondern lenkt den Blick auf die gemeinsame Voraussetzung ihrer Gemeinschaft – „so ist es auch mit Christus!“ (1 Kor 12,12).

Weil Christus sich in seinem Tod und seiner Auferstehung mit uns allen identifiziert hat, können wir uns als an Christus Glaubende nicht länger unabhängig von ihm sehen. Da er selbst uns mit sich im Glauben zum „Wir“ verbunden hat, sind wir „in ihm“ zugleich auch voneinander nicht zu trennen. So ist die Einheit

der Schwestern und Brüder Christi schon in Christus vorgegeben und nicht erst fernes Ziel all unserer Bemühung. Von Christus her gesehen ist die Einheit bereits gültige Realität und nicht nur ein anzustrebendes Ideal. Wir sind nicht vorrangig Gottes Kinder und erst in zweiter Linie untereinander Geschwister, sondern als Kinder sind wir Geschwister – das eine gilt nicht weniger oder mittelbarer als das andere. Wir sind als Glieder am Leib Christi nicht nur mit dem Haupt direkt verbunden und erst indirekt mit anderen Gliedern, sondern bilden als die Gesamtheit von Haupt und Gliedern in Christus einen Organismus (Röm 12,5; 1 Kor 12,27; Eph 1,22 f.; 4,3 ff.12 ff.).

Entsprechend sollen wir uns als Gemeinde nicht nur so verhalten, als wären wir ein Organismus, sondern uns in unserem Verhalten am Wohl des Einzelnen und der Gesamtheit orientieren, weil wir durch Christus ein Leib sind. Nicht wie Geschwister sollen wir uns lieben, sondern als Geschwister – weil wir es nämlich für Gott wirklich sind! Wie anders sähen unsere innerkirchlichen Auseinandersetzungen aus, wenn uns stets vor Augen stünde, dass wir als solche strei-

ten, die Gott als seine Kinder bereits zu Geschwistern gemacht hat und die sich am jüngsten Tage versöhnt und vergebend gegenseitig begrüßen werden. Lohnen sich all die Streitigkeiten im Hinblick auf die Versöhnung, um die wir am Schluss gar nicht herumkommen, weil wir überwältigt sein werden von der Liebe Christi und von der Einheit, die er bereits durch Kreuz und Auferstehung begründet und realisiert hat?

Als Folge soll unsere Einheit selbstverständlich auch für uns erfahrbar werden. Sie wird aber gerade da erlebt, wo Glaubende sich „organisch“ und „wirorientiert“ verhalten, weil sie die wesentliche Verbundenheit als gegeben voraussetzen. Wenn wir jedoch die Erfahrung und das Empfinden unserer Zusammengehörigkeit zur Grundlage unserer Gemeinschaft machen, verwechseln wir Ursache und Wirkung.

Wenn das stimmt, kann es nicht unsere Aufgabe sein, darauf zu warten, dass wir irgendwann in irgendeiner Kirche das Ideal verwirklicht finden – und andere für uns erfüllen, wovon wir nur träumen. Die Wechselseitigkeit im Austausch – als entscheidendes Kennzeichen eines

Organismus – will gemeinsam gestaltet und aktiv gelebt werden. Mit passivem Verhalten und einseitigen Erwartungen ist sie als solche unvereinbar. Indem wir das durch Christus vorgegebene und in ihm wirklich bestehende „Wir“ in der Begegnung mit anderen konkret ausleben, werden wir es gerade dadurch auch erleben. So kommen wir im eigenen kreativen Gestalten zur Erfahrung der Einheit, und das Erleben von Gemeinschaft inspiriert uns zu größerer Entfaltung und zu weiterem Wachstum.

Zweifellos lassen wir uns an diesem Punkt meist zu schnell entmutigen, weil unsere Vorstellungen vom „Aufbau der Gemeinde“ und vom „Wachsen der Kirche“ zu festgelegt, einseitig und auch vordergründig sind. Das Ausleben der Gemeinschaft fängt schon da an, wo zwei im „Wir“ mit Christus eine Einheit bilden (Mt 18,19f.) – und die Gemeinde Christi ist nicht weniger als die weltweite Einheit aller Christen zu allen Zeiten und an allen Orten. Wenn wir nach unseren persönlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten als einzelne Glieder am Leib Christi fragen, geht es folglich nicht allein um unsere Rolle und Aufgabe in einer bestimmten Kir-

che, sondern darüber hinaus um unser gesamtes wir-orientiertes Verhalten innerhalb der Welt.

Die Bedeutung und Würdigung der einzelnen Gemeindeglieder, Gaben und Ämter – zur Wiederentdeckung des „Ich im Wir“

Wir haben auf der Grundlage von Eph 4,15.16 das Geheimnis der „wachsenden Kirche“ in neutestamentlicher Zeit in zweifacher Hinsicht entfaltet: 1.) unter Hinweis auf die Christusbezogenheit – zur Wiederentdeckung des „Du“ und 2.) unter Hinweis auf die Gemeindebezogenheit und Leibhaftigkeit der Kirche – zur Wiederentdeckung des „Wir“. Es bleibt abschließend noch auf die Bedeutung und Würdigung der einzelnen Gemeindeglieder, Gaben und Ämter hinzuweisen. Der vielgescholtene Individualismus der Neuzeit ist nämlich in keiner Weise so zu korrigieren, dass wir in Naivität alte Verhältnisse der Unmündigkeit und Fehlentwicklungen autoritärer Machtstrukturen sowie kollektivistischer Vereinnahmungen zurückwünschen. Welches Unheil wurde über Einzelne, Familien und ganze Völker mit Berufung auf das Ganze eines Volkes und

im Namen vermeintlich von Gott legitimer Machthaber gebracht.

Lag der Akzent bei der bisherigen Darstellung der Kirche als Bau Gottes und Leib Christi vor allem auf der Realität des Wir und der Bedeutung des organischen Ganzen, so ist abschließend das Augenmerk durchaus auch auf die Notwendigkeit der Wiederentdeckung des „Ich im Wir“ zu legen. Haben wir den Mangel unserer Kirche an Ganzheitlichkeit und Ausgeglichenheit im „Wir“ nicht jahrhundertlang einseitig zu Lasten der einzelnen Gläubigen, Amtsinhaber und Mitarbeiter kompensiert. Wir haben Selbstlosigkeit, Opferbereitschaft, Selbstverleugnung, Feindesliebe und Vergebungsbereitschaft eingeklagt, ohne hinreichend dafür zu sorgen, dass die Krankheit des Egoismus nun nicht durch einen selbstzerstörerischen Altruismus und dass die Selbstverliebtheit der Welt nicht etwa durch einen frömmigkeitsbedingten „Selbsthass“ abgelöst werden. Wie viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, wie viele hauptamtliche und nebenamtliche Glieder der Kirche wurden in ihrem Pflichtgefühl und ihrem Empfinden von Unentbehrlichkeit nicht geradezu verschlis-

sen. Dass manche gegenwärtige Amtsinhaber und Gemeindeglieder im Gegezug nur ihre eigene Schonung, ihre Selbstentfaltung und persönliche Freiheit im Kopf haben, lässt uns die Wirklichkeit des „Wir“ selbstredend noch viel weniger erahnen und macht es den Überverantwortlichen in der Kirche ihrerseits nochmals schwerer.

Bei einem ganzheitlichen und organischen Leben im „Wir“ sollen das „Ich“ und das „Du“, der Einzelne und das Ganze, der Leib nach Haupt und Gliedern in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen und sich gegenseitig zu Entfaltung und Geltung bringen, sodass in Abhängigkeit vom Haupt „ein Glied am anderen hängt durch alle Gelenke, wodurch jedes Glied das andere unterstützt nach dem Maß seiner Kraft und macht, dass der Leib wächst und sich selbst aufbaut in der Liebe“ (Eph 4,16).

Berufung statt Überforderung und Begabung statt Überlastung

Das Bewusstsein, dass die individuellen Gaben und Aufgaben der einzelnen Gemeindeglieder von Christus selbst als dem Haupt der Kirche gegeben und zuge-

teilt werden, erleichtert die Identität und das Selbstbewusstsein der unterschiedlichen Glieder: „Einem jeden aber von uns ist die Gnade gegeben nach dem Maß der Gabe Christi ... Und er hat einige als Apostel eingesetzt, einige als Propheten, einige als Evangelisten, einige als Hirten und Lehrer, damit die Heiligen zugerüstet werden zum Werk des Dienstes“ (Eph 4,7.11 f.). Im Gegensatz zu unserer üblichen Orientierung an den bestehenden Nöten, Problemen und Bedürfnissen der Gemeinden gilt es neu nach den besonderen und je eigenen Gaben und den sich daraus ergebenden Möglichkeiten der Glieder zu fragen. Während wir in der Regel angesichts einer konkreten Verlegenheit nach dem passenden Gemeindeglied suchen, das eine bestehende Lücke füllen soll, wäre im Ernstnehmen der spezifischen Berufung und Begabung durch Christus selbst viel eher nach den ganz eigenen Stärken und Fähigkeiten der einzelnen Gemeindeglieder und den sich daraus ergebenden Aufgaben und Wirkungsbereichen zu fragen. Machen wir nicht allzu oft die Not zum Ersatz für die Berufung und versuchen die Menschen – ungeachtet ihrer speziellen Gaben – für die von uns wahrgenommenen Aufgaben gefügig zu machen?

Aber auch aus der Sicht der einzelnen Glieder bedeutet das Wissen um die eigene Berufung und spezifische Begabung durch den Herrn der Kirche persönlich eine enorme Entlastung und Aufwertung. Sie ermöglicht die eigene Entfaltung als „Ich im Wir“ jenseits von Selbstüberforderung und Selbstüberschätzung einerseits und befreit von Ohnmachtsgefühlen und Selbstabwertung andererseits. Die Glieder eines Leibes werden grundsätzlich nicht nach ihrer Wichtigkeit, sondern allein nach ihrer Wesentlichkeit beurteilt – danach also, ob sie ihrer besonderen Gabe und eigentlichen Aufgabe entsprechend leben. Entscheidend ist somit nicht, ob wir als Glieder am Leib Christi eine angesehene oder eine eher unscheinbare Rolle in Gemeinde und Gesellschaft spielen, sondern vielmehr, dass wir zufrieden, erfüllt und konsequent das sind, was wir sein können, wollen und sollen – nämlich wir selbst.

Als Glieder eines Organismus brauchen wir uns auch weder durch die Qualitäten anderer dauernd verunsichern zu lassen noch uns ständig durch die Abwertung anderer selbst aufzuwerten. Im „Wir“ haben wir es auch nicht nötig, uns durch

aufzehrenden Aktivismus unentbehrlich zu machen, um in unseren Augen und vor anderen als wertvoll zu erscheinen. Denn innerhalb eines Ganzen stellen ja die Grenzen eines Teiles zugleich die Ergänzungsmöglichkeiten durch andere Teile dar, und die vermeintlichen Verlegenheiten eines angewiesenen Organs sind zugleich die Gelegenheiten zur Erfahrung des organischen und wechselseitigen Austauschs.

Der Vollzug der Gemeinschaft als das stärkste Argument für sie

Überblicken wir abschließend das Bild von der „wachsenden Kirche“, wie es der Epheserbrief entgegen aller Anfechtungen der Wirklichkeit und angesichts der im Glauben erschlossenen Realität zeichnet, dann erweist sich uns das Thema als im besten Sinne provokativ, weil herausfordernd, aufweckend und anregend. „Wachsende Kirche“ – im qualitativen wie im quantitativen Sinne – vollzog sich in neutestamentlicher Zeit offensichtlich durch das authentische Leben der Kirche selbst, die durch ihre organische Entfaltung und durch die an Liebe und Wahrheit orientierte Verwirklichung ihres Glaubens nach innen und

nach außen einladend, aber auch herausfordernd wirkte.

Dabei ist die Eröffnung der Aufforderung und Einladung von Eph 4,15 – nicht nur aus sprachlichen, sondern vor allem aus theologischen Gründen – in doppelter Weise zu übersetzen: „Lasset uns aber wahrhaftig sein in der Liebe!“ und: „Lasset uns in Liebe die Wahrheit bezeugen!“ Ein Gegensatz von Diakonie und Verkündigung wäre den frühen Christen fremd, weil sie beides als unmittelbare Verwirklichungsformen dieses konstruktiven Lebens in Liebe und Wahrheit verstanden. Sosehr es damals Mission in rein heidnischen Kontexten und unter nicht an Christus glaubenden Juden in Synagogengottesdiensten gegeben hat, waren das einladende Feiern der christlichen Gottesdienste und das konsequent an der Liebe orientierte Zusammenleben selbst die Elemente, die neben der Verkündigung des Evangeliums im Gottesdienst Menschen ansprachen und zum Glauben einluden. Der Vollzug der Gemeinschaft war das stärkste Argument für sie, und die organische und vielseitige Entfaltung der Kirche nach Leib und Gliedern ließ sie quantitativ wie qualitativ wachsen.

Wachsende Kirche

Professor Dr. Michael Herbst, Greifswald (im Hospitalhof Stuttgart)

Verehrter Herr Landesbischof, verehrter Herr Präsident, hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder,

„Würdest du mir bitte sagen, wie ich von hieraus weitergehen soll?“, fragte Alice im Wunderland. „Das hängt zum größten Teil davon ab, wohin du möchtest“, sagte die Katze. „Ach, wohin ist mir eigentlich gleich ...“, erwiderte Alice. „Dann ist es auch egal, wie du weitergehst“, sagte die Katze.

Dass wir wissen müssen, wohin wir wollen, lernen wir hier von Lewis Carroll, auch als Kirche, denn nur wer weiß, wohin er will, wird die nächsten Schritte sinnvoll planen und dann auch tun. Sie haben Ihrer Tagung ein provokantes Thema gegeben: Wachsende Kirche. Sie beraten sogar die Einrichtung einer Stelle, und Sie bedenken den Plan, einen Kongress zu veranstalten. Eine wachsende Kirche steht Ihnen also als Ziel vor Augen. Für diese Perspektive gibt es zunächst auch gute Gründe, denn wir lesen in der Bibel,



Michael Herbst: „Nicht von der Kirche und ihrer Krise denken, als ob es Gott nicht gäbe.“

dass Gott selbst seiner Kirche Wachstum zusagt.

Der Gemeinde Jesu ist Wachstum verheißen

These 1: Die Gemeinde Jesu soll nach Gottes Verheißung wachsen: sowohl an Zahl als auch in ihrem Glauben, ihrer Liebe und ihrer Hoffnung. Sie kann um dieses Wachstum bitten und dafür arbeiten. Letztlich aber ist Wachstum Gottes Gabe.

Vom Wachsen ist in der Bibel häufig die Rede. Nicht Rückschritt oder Stagnation werden erwartet, sondern Wachs-

tum, und zwar Wachstum der einzelnen wie der ganzen Gemeinde. Dabei wechseln qualitative mit quantitativen Aussagen: Paulus schreibt, dass der Glaube und die Früchte der Gerechtigkeit wachsen sollen (2 Kor 10,15; 9,10). Ja, die Gemeinde soll in der Erkenntnis wachsen (Kol 1,10). Hinter dem Wachstum der Gemeinde in Glaube, Liebe und Hoffnung steht Gott, das ist feste Überzeugung der ersten Christen: Durch Gottes Wirken wächst der Leib (Kol 2,19). Zum Wachstum gehört aber auch, dass immer mehr dazukommen. „Seid fruchtbar und mehret euch“ (Gen 1,28) – das gilt im übertragenen Sinn auch für die Kirche! Die Gemeinde wächst, indem immer wieder Menschen „hinzugegan“ werden. Es wächst also auch die Zahl derer, die glauben (Apg 5,14; 12,24). Dieses und jenes Wachstum kann nun auch Ziel unseres Tuns werden. Wachstum darf man wollen: „Lasst uns aber wahrhaftig sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken zu dem hin, der das Haupt ist, Christus, von dem aus ... der Leib wächst und sich selbst aufbaut in der Liebe“ (Eph 4,15+16).

Wachstum ist also etwas Normales: Der Leib wächst, in Glaube, Liebe und Hoff-

nung, aber auch in der Zahl. Dahinter steht Gott, der Wachstum und Gedeihen schenkt, aber auch das Tun derer, die zum Leib Christi gehören, und deren Tun Gott in Dienst nimmt. Am klarsten wird das alles vielleicht am Gleichnis vom Sämann und dem vierfachen Ackerfeld (Lk 8,4–8). Großzügig streut der Sämann den Samen auf den Acker der Welt, und trotz mancher Rückschläge und schwieriger Böden fährt er am Ende eine reiche Ernte ein. Wachstum ist verheißen!

So weit, so gut! Bibelkundlich sind wir damit auf dem Stand der Dinge. In unseren Tagen aber von einer wachsenden Kirche zu reden, könnte wie das Pfeifen ängstlicher Kinder im Wald wirken. Denn die Wahrheit ist doch, dass wir nicht eine wachsenden Kirche, sondern das Schrumpfen der Kirche erleben.

„Minuswachstum“:

Von der schrumpfenden Kirche

Ostdeutschland

These 2: Im Osten Deutschlands ist die Kirche massiv geschrumpft: Die dritte nach-konfessionelle Genera-

tion steht dem christlichen Glauben ahnungslos und skeptisch gegenüber. Die Lage der Kirche in Ostdeutschland ist nicht mehr volkskirchlich, sondern missionskirchlich (Wolfgang Huber).

Es erscheint in unseren Tagen fast so plausibel, von einer „wachsenden Kirche“ zu sprechen, wie nach der Fußball-EM zu behaupten, die deutsche Mannschaft strebe mit festem Schritt die Krone bei der WM 2006 an, und überhaupt zeigten Ballack, Lahm und Kuranyi einen so begeisternden Fußball, dass man nur bester Dinge sein könne im Blick auf die Zukunft.

Als Greifswalder Theologe lebe ich in einer schrumpfenden Kirche. Das Schrumpfen hat seinen Anfang im 19. Jahrhundert genommen, als mit der bäuerlichen Kultur auch der Boden der kirchlichen Kultur verloren ging. Die DDR vollendete nur, was viel eher begann: Ein innerlich nie recht angenommenes Christentum wurde vom SED-Regime schnell hinweggefegt. Wer nur formal zur Kirche gehörte, war in der Regel dem Widerstand des programmatischen Atheismus nicht gewachsen. Allein die Vertriebenen aus Hinterpom-

mern belebten nach dem Krieg das kirchliche Leben. Den Menschen wurde der Glaube gründlich ausgetrieben: Er widerspreche dem wissenschaftlichen Weltbild, und er stehe der Erneuerung der Gesellschaft im Wege. Heute treffen wir auf die Kinder und Enkel derer, die damals aus Kirche und Christentum auswanderten. Wir stoßen auf eine Generation, für die Konfessionslosigkeit der Normalfall ist. Erstaunen erregt nur die Auskunft, man gehöre zur Kirche. Unsere Jüngste war eines von drei oder vier Kindern in der Klasse, die konfirmiert wurden. Der klassenweise Gang zur Jugendweihe erstaunt dagegen niemanden und wird nach wie vor gefördert.

„Verstehen Sie sich als atheistisch oder christlich?“, wurden Passanten am Leipziger Hauptbahnhof gefragt. Eine Antwort lautete: „Weder noch, normal halt.“¹ Vielleicht geht da sogar der Begriff der „Gottesvergessenheit“ nicht weit genug, da wir es mit Menschen zu tun haben, denen das Evangelium „als einladendes Lebensangebot“ noch nie begegnet ist.

¹ Monika Wohlrab-Sahr, Religionslosigkeit als Thema der Religionssoziologie. In: PTh 90 (2001), 152–167, hier: 152.

Das Minuswachstum in Pommern setzt sich auch heute fort. Zwar ist das Potenzial für Kirchenaustritte fast erschöpft, aber die wirtschaftlichen Engpässe erzeugen ein neues Minuswachstum: Wer gehen kann, geht! Die Abwanderung entzieht auch der Kirche den Nachwuchs.

Unter dem Strich zeigt sich das alles in nüchternen Zahlen: zu unserer pommerschen Kirche gehören noch etwa 110 000 Menschen, das sind etwa 20% der Bevölkerung. In der Hansestadt Stralsund mit etwa 60 000 Menschen wurden 2002 gerade 38 Jugendliche konfirmiert, während 564 zur Jugendweihe strömten. Wir taufen in Pommern nur noch jedes zehnte der sowieso nicht sehr zahlreichen Neugeborenen. Neu eingeführt wird in Greifswald dagegen wieder die Namensweihe für Neugeborene.² Wir haben nur noch etwa 10.000 Gemeindeglieder unter 18, das Schwerkgewicht der Kirche liegt bei den über 60-Jährigen.

Im Osten leben wir nicht mehr in volkskirchlichen Verhältnissen, son-

dern in missionskirchlichen Verhältnissen (Wolfgang Huber).³ Darum wird zunehmend der Grundauftrag der Kirche, nicht für sich da zu sein, sondern für andere, die Gott noch nicht kennen, neu durchbuchstabiert.⁴ Bischof Abromeit in Greifswald sagt: „Wir leben in einer Situation, die uns missionarisch fordert.“⁵ Sie fordert uns so, wie es Bonhoeffer bereits 1944 formulierte: „Wie kann Christus auch der Herr der Konfessionslosen werden?“⁶

3 Wolfgang Huber, *Volkskirche*. TRE XXXV, 253.

4 Helmut Zeddies (Hg.), *Kirche mit Hoffnung. Leitlinien künftiger kirchlicher Arbeit in Ostdeutschland*, Hannover 1998; *Wachsen gegen den Trend. Auf dem Weg zu einer missionarischen Kirche*, hg. vom Büro der Landessynode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, Berlin 1998; *Leitlinien kirchlichen Handelns in missionarischer Situation*, hg. von der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, Berlin 2001.

5 Hans-Jürgen Abromeit, *Wahrnehmungen aus dem Bischofsamt in Ostdeutschland*. In: LVK-Forum 3/2002, 26–30, hier: 27. Aus diesem Beitrag stammen auch die Zahlen zur kirchlichen Lage in Pommern.

6 AUS einem BRIEF DIETRICH BONHOEFFERS AN Eberhard Bethge vom 30. April 1944. In: *Widerstand und Ergebung*. München 1970, 305–308, Zitat 306.

2 Ostseezeitung vom 8. 1. 2004.

Westdeutschland

These 3: Auch im Westen zeigen sich nach langen Emigrations- und Erosionsprozessen die Symptome einer kleiner werdenden Volkskirche. Bei aller Dankbarkeit für das noch Gegebene gilt: Das „religiöse Monopol“ ist nicht mehr gegeben. Kirche findet sich wieder auf einem Markt der Anbieter von Sinn, Trost, Wahrheit und religiösem Erlebnis und muss ihre universale Botschaft von einem partikularen Standort aus zu Gehör bringen. Auch hier naht das Ende des „Konstantinischen Zeitalters“.

Ich erspare uns jetzt die Nacherzählung all der Fakten, die auch im Westen zu Traditionsabbrüchen führen: die Emigration aus der Kirche, mindestens in die Halbdistanz, oft aber über die Grenzen der Kirche hinaus, und die Erosion in der Praxis des Glaubens, also etwa in der Weitergabe des Glaubens in der Familie und in der Fähigkeit, über den eigenen Glauben Rechenschaft zu geben.

Diese Lage ist anders, zumal es an vielen Orten noch relativ gesunde volksskirchliche Verhältnisse gibt, etwa auch hier bei Ihnen in Württemberg – mit großartigen

Möglichkeiten. Aber durch die Traditionsabbrüche und das kulturelle Gesamtklima hat sich auch hier etwas fundamental verändert. Um es in der Sprache des Marktes zu sagen: Die Kirchen befinden sich in einer neuen Situation, weil sie das **uralte Religionsmonopol verloren** haben und sich nun plötzlich auf einem **Markt religiöser Optionen** wiederfinden. Ob es ihnen gefällt oder nicht, sie müssen sich plötzlich um ihre „Abnehmer“ mühen und sie umwerben. Warum soll jemand bei der Kirche und nicht beim weltlichen Beerdigungsredner Trost suchen? Warum soll jemand bei der Kirche und nicht im esoterischen Wellness-Tempel Kraft tanken? Ob es der Kirche gefällt oder nicht, die Menschen verhalten sich wie Kunden: Sie haben die Wahl und wollen überzeugt werden. Das gilt umso mehr, je größer ihr Abstand zur Kirche ist. Auf dem Markt hat Kirche eine partikulare Lage, auch wenn ihre Botschaft eine universale Reichweite beansprucht.

Für die Kirche in Deutschland geht eine Epoche zu Ende. Das Konstantinische Zeitalter geht zu Ende. Es ist nicht mehr selbstverständlich dazuzugehören. Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass

das öffentliche Leben kirchlich durchprägt wird. Und für die Menschen heißt das: Das Christentum ist nicht mehr selbstverständliches Erbe. Es ist eine Wahl unter anderen. Und für die Kirchen bedeutet das: Die Zugehörigkeit zur Kirche wird immer weniger durch die Kultur gestützt, sie muss immer stärker von der Person, vom einzelnen selbst gewollt, getragen und erhalten werden. Wir sind sehr weit vorangeschritten auf dem Weg von einem „kulturgestützten“ zu einem „persongestützten“ Christentum. Wir müssen Abschied nehmen von der Selbstverständlichkeit des Christlichen in der Gesellschaft.

Dann aber wäre unser Reden von der wachsenden Kirche nur der verdeckte Ausdruck unserer Sorge, ja unserer Angst, was denn kommt, wenn es mit der uralten Gestalt der Kirche zu Ende geht. Oder?

Innere Veränderungen

Nicht von der Kirche und ihrer Krise denken, als ob es Gott nicht gäbe

These 4: Die größte Versuchung besteht darin, „gottlos“ von dieser Krise der Kirche zu denken und in ihr nicht

Gottes Ruf zu hören bzw. mit Gottes Möglichkeiten zu rechnen. Dann würde die Krise der Kirche „fest-gestellt“.

Worin besteht die große Versuchung der Kirche? Um es in der Sprache der Politiker zu sagen: Die Versuchung besteht darin, dass nicht nur „die Menschen da draußen im Land“ die Welt und das Leben so anschauen, als ob es Gott nicht gäbe („etsi deus non daretur“), sondern dass auch wir in der Kirche die Kirche so anschauen, als ob es Gott nicht gäbe. Anders gesagt: Wir lassen uns nur zu leicht von der Gottesvergessenheit anstecken. Diese Variante des Unglaubens haben auch Pfarrerinnen und Kirchengemeinderäte, Theologieprofessoren und Hauskreisleiterinnen nicht hinter sich. Werden wir von der Gottesvergessenheit infiziert, dann beginnen wir, auch die eigene Krise anzuschauen, als ob es Gott nicht gäbe. Wir werden dann je nach Lage und Mentalität hektisch betriebsam oder resigniert passiv auf die Gegebenheiten reagieren. Wir werden uns aber nicht von Gottes Geist inspirieren lassen, der das Vertrauen zu Gott stärkt und nüchterne Schritte tun lehrt. Wir drohen „Gott in der Krise“⁷ zu vergessen und rechnen nicht mehr mit seinen Möglichkeiten, die Krise

auch zum Wendepunkt zu machen. Die Wirklichkeit der Kirche, wie sie jetzt ist, wird dann im wahrsten Sinne des Wortes „fest-gestellt“. Die Krise als Wendepunkt aber bedeutet aber eben auch: Weil Gott Kirche will und Kirche erhält, wird er vielleicht dieses oder jenes Kirchentum sterben lassen, aber dann die Kirche Jesu Christi in neuer Gestalt auch neu aufblühen lassen. Es mag dann ein kirchliches Zeitalter, das Konstantinische Zeitalter zu Ende gehen, aber das ist nicht das Ende der Möglichkeiten Gottes.

Sich von der Schrift aufklären lassen

These 5: Nicht Resignation, nicht Flucht in Träume kann uns weiterbringen. Es bringt uns weiter, wenn wir uns als Angefochtene neu betend von der Bibel aufklären, heilsam zurecht- und auf den Weg bringen lassen.

Die Alternative zu unserer eigenen Gottesvergessenheit besteht nicht darin, uns in positivem Denken zu üben oder uns Illusionen hinzugeben. Die Alternative be-

steht nicht darin, die Augen zu verschließen vor den Schrumpfungsprozessen. Sie besteht nicht in verzweifelter Bemühen. Sicher ist denen zuzustimmen, die uns nahe legen, nach Visionen für die Kirche zu trachten. Das tut z. B. der katholische Pastoraltheologe Paul Zulehner.⁸

„Moderne Organisationsentwicklung lehrt, dass ein Unternehmen, das vorankommen will, wissen muss, wo es hin will. Dazu braucht es ... eine Mission, die aus der Vision kommt. Die Vision ist dann aber nichts anderes als der Stern, der den Weisen voranging und dem folgend sie beim gesuchten Kind an der Krippe ankamen (vgl. Mt 2,1–12).“⁹

Ohne Frage sind Visionen wichtig. Eine Vision vermag Passion zu erzeugen. Sie weckt Leidenschaft für das Erträumte. Und: Sie schafft Prioritäten: Wir wissen nun, wozu wir ja sagen und wozu wir nein sagen. Gute Ideen, die uns kommen, werden sortiert. Stim-

7 So formuliert ganz ähnlich die Leipziger systematische Theologin Gunda Schneider-Flume, Kirche und Theologie im Osten Deutschlands. In: BThZ 20 (2003), 113.

8 Paul M. Zulehner und Josef Brandner, „Meine Seele dürstet nach dir“ – GottesPastoral. Ostfildern 2002, 50–57.

9 Paul M. Zulehner, Aufbrechen oder Untergehen. So geht Kirchenentwicklung. Das Beispiel des Passauer Pastoralplans. Ostfildern 2003, 36–37.

men sie nicht zur Vision, sagen wir: „Gute Idee, machen wir auch nicht!“ Sagt man uns von außen: „Aber da muss sich doch die Kirche engagieren“, so folgen wir nicht jedem Ruf und beugen uns nicht jeder Zumutung. Damit werden auch die Kräfte gebündelt und nicht zerstreut.

Aber Visionen an sich sind noch nicht der Ausweg. Die biblischen Propheten hatten alle Hände voll zu tun, die Träume ihrer Zeitgenossen als Trugbilder zu entlarven. Für Jeremia bestand geradezu ein Grundgegensatz zwischen den eigenen Träumen und dem Wort Gottes (Jer 23,28). Jesus hatte zu kämpfen mit den Traumbildern seiner Jünger, die nach der Macht strebten und sich die Thronplätze neben Jesus sichern wollten (Mk 10,37). Visionen an sich sind es also noch nicht.

Die Alternative besteht darin, uns neu von Gott selbst über uns selbst als Kirche aufklären zu lassen. Wir müssten als angefochtene Kirchenleute in die Schrift schauen und dort erfahren wir, wer wir in Wahrheit sind und was wir von unserer Zukunft erwarten dürfen. Christen sind nach Luthers Einsicht Menschen,

deren Leben von Gebet, Schriftbetrachtung und Anfechtung bestimmt wird. Von Oratio, Meditatio und Tentatio, so hat er 1539 geschrieben. Als Angefochtene suchen wir in der Schrift betend nach neuer Inspiration und Orientierung – und auch nach Korrektur. Als Betende lassen wir uns befragen und auch zu-rechtbringen, korrigieren, auch zur Buße führen. Ohne Hinkehr zu dem, was Gott will, ohne Hinkehr zu seinem Willen in Verheißung und Gebot kann eine Kirchengestalt auch sterben – nicht wachsen, aber sterben!

These 6: Dabei entdecken wir, wie Gott in der Krise den nötigen Wandel und neues Wachstum anbahnt. In der Apostelgeschichte wird z. B. das Wachstum der Gemeinde Jesu häufig durch Entwicklungen in Gang gebracht, in denen die Gemeinde gezwungenermaßen auf existentiell bedrohliche Krisen antwortet.

Anders gesagt: Diese Gemeinde wuchs, indem sie sich wandeln musste. Sie geriet in Krisen, ja in Gefahr. Aber mitten in der Krise führte Gott seine Kirche zu neuem Wachstum. Sie konnte nicht mehr zurück, Altes war unwiederbring-

lich verloren, aber gerade so eröffnete sich das Neue für die Gemeinde, zuweilen ein Neues wider Willen, das erst nach einiger Überredung angenommen wurde.

Wir können das schnell überprüfen:

- In Apg 6 wird das Diakonenamt eingeführt. Es ist die Antwort der Gemeinde auf die Krise, die durch das Aufbegehren einer Gruppe vernachlässigter hellenistischer Witwen entstand. Als die Strukturkrise überwunden ist, wächst die Gemeinde auch wieder.
- In Apg 8 wird die Mission in Samaria in Gang gesetzt. Aber das geschieht, nachdem und weil die Gemeinde in Jerusalem verfolgt wurde und sich viele der Christen über ganz Judäa und Samaria verstreuten.
- In Apg 10 wird Petrus zum Missionar des römischen Spitzensoldaten Kornelius. Aber das wird er nur nach einer tief greifenden persönlichen Krise, die sein Bild vom Evangelium und dem Dienst als Zeuge des Auferstandenen auf den Kopf stellte.
- In Apg 18 hat Paulus in Korinth bestenfalls mäßigen Erfolg zu ver-

buchen. Hochkant ist er aus der Synagoge hinausgeworfen worden. Aber in der Nacht begegnet ihm der Auferstandene, spricht ihm Mut zu, fordert ihn auf, ja nicht zu schweigen, sondern weiter zu predigen und verheißt ihm: Ich habe ein großes Volk in dieser Stadt (18,9f). Wachsende Kirche – und es ist doch nichts davon zu sehen, es ist nur im Zuspruch des Auferstandenen da. Aber daraufhin hat Paulus eineinhalb Jahre in Korinth gepredigt und Gemeinde gebaut. Mit dieser Zusage im Rücken, der er mehr traute als dem, was er sah.

Zweierlei ist wesentlich an dieser neuen Perspektive: Zum einen erspart sie der Gemeinde nicht die schmerzhaften Abschiede vom Alten. Zum anderen erspart sie der Gemeinde auch nicht das ordentliche Arbeiten für ihre Zukunft. Aber für beides gibt Gottes Verheißung den Mut und den langen Atem. Diese alten Geschichten haben offene Ränder, sie sind noch nicht zu Ende erzählt. Sie legen uns vor, was Gott zu tun in der Lage und zu tun bereit ist.

Geordneter Abbau und mutiger Aufbau gleichzeitig

These 7: „Downsizing“ ist unvermeidbar und muss professionell und kirchenverträglich organisiert werden. Daneben aber braucht die Kirche, die auf Grund der Verheißungen Gottes wachsen will, den Mut aufzubrechen und Neues zu wagen – und dafür auch zu investieren.

Was kann nun aber der Kirche in Württemberg geraten werden? Es macht keinen Sinn, Ihnen ein paar einfache Ratschläge zu übergeben. Es geht nur in einem Bündnis für die wachsende Kirche. Da müssen missionsorientierte Theologen ein Bündnis eingehen mit Diakonikern und Bildungsfachleuten, da brauchen wir die, die etwas von den Kindern verstehen und die, die sich mit dem Zukunftsthema Nr. 1 befassen, dem Methusalemkomplex unserer Gesellschaft.

Bisher geht es oft so: Wir hören miteinander Predigten und Vorträge. Dann, nach den Predigten und nach den Reden auf Synoden und Kirchentagen gehen alle wieder an die richtige Arbeit, und die leisten die Verwaltungen und die Struk-

turausschüsse. Sie machen Vorschläge für den geordneten Rückzug, den Abbau der Pfarrstellen, den Verzicht auf Dienstleistungen, die Kürzungen der Budgets. So erwecken wir zuweilen den Eindruck, dass wir mit großer Ernsthaftigkeit bemüht sind, zu retten, was zu retten ist. Unser Bestreben ist es, auf kleinerem Niveau etwas von dem zu bewahren, wofür Kirche steht, möglichst als Volkskirche. Das aber geht nur mit bitteren Einschnitten. Wir sind, wirtschaftlich gesprochen, mit „Downsizing“, also dem Herunterfahren des Vorhandenen, beschäftigt.

Und nicht das ist das Problem, denn es wäre fahrlässig, unnüchtern und respektlos gegenüber denen, die mit spitzen Bleistift rechnen müssen, wenn wir so täten, als wäre das nicht nötig. Ohne Frage ist „Downsizing“ nötig. Wir müssen abbauen, Schrumpfungsprozesse organisieren, damit nicht ungeordnet wegbricht, was auf keinen Fall wegbrechen darf. Bischof Axel Noack aus Magdeburg sagt sogar, wir müssten lernen, fröhlich kleiner zu werden.¹⁰ Das also ist nicht das Problem.

¹⁰ Bischof Axel Noack bei der Semestereröffnung der Theologischen Fakultät Greifswald am 13. 10. 2003.

Das Problem ist eher, dass sich unser Tun im wahrsten Sinne des Wortes darin erschöpft. Paul Zulehner ruft: „Kein Aufbruch droht!“¹¹ Wir müssten die Kraft aufbringen, zeitgleich und parallel den Abbau und den Aufbau zu organisieren. Es wird kein Wachstum geben, wenn wir nur „downsizen“. Es wird nur Wachstum geben, wenn wir zugleich an einigen Stellen konzentriert, mit gefalteten und mit zupackenden Händen, aufbrechen und uns in Richtung auf neues Wachstum bewegen. Der ganze Satz des Bischofs aus Magdeburg lautet nämlich so: Fröhlich kleiner werden müssen wir – und dabei wieder wachsen wollen!

Neben schmerzhaften Einschnitten ist auch Investition nötig. Das aber heißt: Vielleicht müssten wir über das Nötigste hinaus noch etwas mehr einsparen und das Eingesparte tapfer investieren in Zukunft, in Hoffnung auf eine wachsende Kirche.

Ein erster Investitionsvorschlag: Neben dem nötigen Umbau und dem schmerz-

haften Abbau sollte die Kirche investieren, und zwar in geistliche Prozesse auf der Ebene der Gemeinden und Werke, die zu biblisch inspirierten Visionen führen. In Westfalen und im Rheinland geschieht dies z. B. mit der so genannten Perspektiventwicklung.

Dabei versammeln sich Leitungsgremien, Hauptamtliche, Engagierte, Interessierte und auch neugierig Kritische und durchlaufen einen Parcours geistlichen Entdeckens: Wo stehen wir zurzeit? Welches biblische Wort macht uns Hoffnung für unsere Zukunft? Wie sieht darum das Zielfoto aus? Anders gesagt: Was sehen wir vor uns, wenn man unsere Gemeinde in fünf Jahren filmen könnte? Und welche Maßnahmen müssen wir dazu ergreifen? Anders gefragt: Was müssen wir lassen, was neu anfangen, was verstärken? So geschieht dann auch ein „prophetischer Umgang mit der Bibel“ (Peter Böhlemann), mit der Zuversicht, dass Gott einen Plan mit der konkreten Gemeinde hat, und dass er diesen Plan im Prozess der Gruppe, die betend und fragend die Bibel liest, entdeckt.

¹¹ Paul Zulehner, Aufbrechen oder Untergehen. Vortrag beim Symposium zur Eröffnung des Instituts zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung am 6.5.2004. Erscheint 2005.

Eine wachsende Kirche wird eine missionarische Kirche sein

These 8: Nicht als das „Hobby der besonders Frommen“, sondern als Grundauftrag der ganzen Kirche geht es um Mission: Mission ist nicht nötig, weil es der Kirche schlecht geht, sondern weil Gott sich nach den Menschen sehnt (Lk 19,1–10). Aus der Perspektive der Gewinner von Mission wird deutlich, dass es ohne gelungene Mission nicht zu gesunden Glaubensbiografien käme.

Mission ist in den letzten Jahren aus der Schmutzdecke herausgeholt worden. Auf der EKD-Synode 1999 hat Eberhard Jüngel kräftige Worte gefunden für eine missionsmüde Kirche¹²: „Wenn Mission und Evangelisation nicht Sache der ganzen Kirche ist oder wieder wird, dann ist etwas mit dem Herzschlag der Kirche nicht in Ordnung. ... Die Kirche ... kann als die von seinem Geist bewegte Kirche nicht existieren, wenn sie nicht auch

¹² Eberhard Jüngel, Referat zur Einführung in das Schwerpunktthema. In: Kirchenamt der EKD im Auftrag des Präsidiums der Synode (Hg.), Reden von Gott in der Welt. Der missionarische Auftrag der Kirche. EKD-Synode 1999. Hannover und Frankfurt/Main 2000, 14–35.

missionierende und evangelisierende Kirche ist oder wieder wird.“¹³ Mission darf nicht das „Hobby“ einer bestimmten theologischen Richtung sein.

Mission ist aber nicht deshalb nötig, weil es zurzeit der Kirche nicht gut geht. Wir haben es bei diesem Thema vielmehr mit Gottes unbändiger Sehnsucht nach Menschen zu tun. Diese Sehnsucht äußert sich in jenem „Muss“, das Jesus bewegt, wenn er zu Zachäus sagt: In deinem Hause muss ich heute einkehren“ (Lk 19,5). Oder wenn er den Leuten von Kapernaum widerspricht, die „ihren Jesus“ gerne für sich behalten wollen, die gerne unter sich wären, als eine Gemeinde, in der man sich wohl fühlt. Ich muss, so sagt es Jesus, weiter, in die anderen Städte, auch die müssen hören von der Liebe Gottes (Lk 4,43). Im Missionsbefehl tritt uns diese Sehnsucht entgegen. Sie artikuliert sich in dem umfassenden Wunsch Gottes, alle Menschen möchten Jünger Jesu werden. Dabei geht es um die alle einschließende Liebe Gottes. Es geht nicht um den Ausschließlichkeitsanspruch der christlichen Kirche, es geht um die wundersame Tatsache, dass

¹³ A. a. O., 15.

Gottes Liebe alle einschließt: Keiner ist ausgeschlossen, wenn es heißt: Macht alle zu Jüngern. Allen wird die Erfahrung gegönnt: Ich bin ein von Gott geliebter Mensch, mein Leben ist wertvoll. Ich darf um Christi willen leben. Allem Volk gilt das Evangelium und darum ist auch allem Volk das Evangelium zu bezeugen.¹⁴ Das ist das Herz unseres Themas und der tiefste Grund, warum auch Gott von einer wachsenden Kirche träumt.

Was ist dann die Aufgabe der Missionare? Eine kleine Szene im Markusevangelium (10,46–52) zeigt das Wesentliche. Als die Umherstehenden aufhören, Bartimäus von Jesus fernzuhalten, da werden sie zu Missionaren, denn sie rufen ihm zu: Sei getrost! Steh auf! Jesus ruft dich! Das tun Missionare, sie geben einen Ruf in die Nähe Jesu an andere Menschen weiter: Sei getrost! Steh auf! Jesus ruft dich! Und Mission erreicht ihr Ziel, wenn Menschen aufstehen, getrost werden und sich Jesus anvertrauen.¹⁵

14 These 6 der Barmer Theologischen Erklärung.

15 So legt Burkhard Weber, Direktor des Johanniums in Wuppertal, diese Stelle im Blick auf Evangelisten aus. Mündlich übermittelt.

Hören wir dann auf Menschen, die gerne Christen sind und fröhlich glauben, dann erzählen sie uns nicht vom religiösen Hausfriedensbruch, sondern berichten, dass da – Gott sei Dank – Menschen waren, die sie auf ihrer geistlichen Reise begleitet haben. Wer glaubt, berichtet darum in der Regel von gelungener Mission. Er erzählt von den Menschen, die in seinem Leben Missionare waren. Oft ist es die Mutter, die am Bett betete, der Religionslehrer, der Zweifel ernst nahm und doch zu glauben schien, der Leiter in der Jugendgruppe, der zu begeistern wusste, die Gemeinde, die in der Not da war und diakonisch half, der Pastor, der freundlich und störrisch zum Glaubenskurs einlud. Wir haben uns angewöhnt, mehr vom Missbrauch der Mission zu reden und zu wenig von den „Gewinnern der Mission“, den glaubenden Menschen, die es ohne Mission nicht gäbe.

Ich erzähle nur andeutend von solchen Menschen im Umfeld unseres missionarischen GreifBar-Gottesdienstes in Greifswald:

- Da ist Martin¹⁶, ein 40-jähriger Musiker, konfessionslos, der auf einem Feuerwehrfest vom Pfarrer ange-

16 Alle Namen verändertert.

sprochen wird. „Ich brauche Sie als Musiker für ein neues, modernes Gottesdienstprojekt. Haben Sie nicht Lust mitzumachen?“ Er hörte dies, wie er später erzählte, „wie eine Berufung“, fand zum Glauben und bezeugt seinen Glauben in der Popkulturszene Greifswald. Seine Geschichte als „Gewinner“ von Mission: Ich werde gebraucht. Ich habe etwas Wertvolles (nicht: Wir haben etwas, was du nicht hast!)

- Da ist Horst, ein 50-jähriger Koch, der nach einem GreifBar-Gottesdienst auf die Kommentarkarte schrieb: Dies war der erste Gottesdienst in meinem Leben – und es war so bewegend! So viel Liebe. Ihn sprach besonders der Segen an (nicht die Predigt!). Seine Geschichte als „Gewinner“ von Mission: Ich bekomme Kraft für meinen Alltag, die Dinge noch einmal neu und anders anzupacken. In der Osternacht haben wir ihn getauft.
- Da ist Silke, eine 35-jährige Sekretärin, konfessionslos, seit zehn Jahren arbeitslos. Nach einem Grundkurs des Glaubens möchte sie sich taufen lassen und strahlt vor Freude. Sie weiß nun mit Gewissheit,

dass sie etwas wert ist. Sie sagt, sie habe das im Grundkurs gehört und erfahren. Sie kann ganz anders „aufblicken“. Ihre Geschichte als „Gewinnerin“ von Mission: Ich habe auch ohne Arbeit Würde.

These 9: Als Protestanten sollten wir aber auch lernen zu sagen: Uns liegt die Kirche am Herzen. Wir haben Nachholbedarf im Blick auf ein positives „Kirchengefühl“ (Paul Zulehner). Es gilt nicht nur, zum Glauben zu rufen, sondern auch in die Gemeinde einzuladen. Im Neuen Testament bedeutet Christwerden immer auch: Glied am Leib Jesu werden, „hinzugezogen werden“ zum Volk Gottes. Der Glaube bedarf außerdem der stützenden Struktur (Peter L. Berger).

Eines will ich dazu noch ganz deutlich sagen: Eine wachsende Kirche wird es nur geben, *wenn wir Protestanten uns endlich ein positives „Kirchengefühl“ (Paul Zulehner)¹⁷ leisten*. Wir halten es mit der Kirche so, wie Gustav Heine- mann es mit Deutschland hielt: Als

¹⁷ Paul Zulehner, *Aufbrechen oder Untergehen. So geht Kirchenentwicklung*. Ostfildern 2003, 18f.

Heinemann gefragt wurde: „Lieben Sie Deutschland?“, hat er geantwortet, er liebe seine Frau. Wir Protestanten bilden uns gerne etwas darauf ein, dass wir die Kirche natürlich nicht lieben. Es wäre vielen von uns geradewegs peinlich, Menschen auch für die Kirche gewinnen zu wollen. Nein, unser Gespräch mit ihnen, unsere Mission in Zusammenleben, Dialog und Zeugnis soll frei bleiben vom Zweck, die Kirche in ihrem Bestand zu sichern, gar wachsen zu sehen. Nein, es sei doch die Hauptsache, wenn Menschen mit dem Evangelium in Berührung kommen, nicht aber, dass sie dann auch zur Gemeinde kommen. Die Einladung, sich dann auch taufen zu lassen, Glied der Gemeinde zu werden und sich zu den Versammlungen zu halten (Hebr 10), kommt uns nur schwer von den Lippen. Damit aber ist ein nicht geringer Teil unserer gegenwärtigen Probleme hausgemacht, selbst verschuldet. Unsere protestantische Kirchendistanz ist unhaltbar:

- Theologisch sollten wir uns aufklären lassen, dass seit den Tagen des Neuen Testaments das Heil eine überaus soziale Erfahrung darstellt: Wir werden Christen eben als Glie-

der am Leib Christi, als Menschen, die zum Volk Gottes hinzukommen. Äußerstes Erstaunen hätte die Feststellung zurzeit der Apostel und Propheten erweckt, man könne auch in mehr oder weniger freundlicher Distanz zur Kirche ein guter Christenmensch sein. Da ist doch ein enger Zusammenhang zwischen dem Evangelium und der Kirche. Martin Luther bringt es auf den Punkt: „Gottes Wort kann nicht ohne Gottes Volk sein, wiederum Gottes Volk kann nicht ohne Gottes Wort sein, wer wollt's sonst predigen oder hören, wo kein Volk Gottes da wäre? Und was könnte oder wollte Gottes Volk glauben, wo Gottes Wort nicht da wäre?“¹⁸ Wer also möchte, dass das Wort Gottes wächst, der wird auch wollen, dass die Gemeinde wächst und darum auch Mut machen, sich zur Gemeinde verbindlich zu halten.

- Unter der Perspektive der Mission ist es ebenfalls nötig, ein evangeli-

¹⁸ Martin Luther, Von den Konziliis und Kirchen. 1539. WA 50,509–653. Hier: 629,34–630,2. Dietrich Bonhoeffer geht noch einen Schritt weiter, wenn er feststellt: „Die Kirche ist der neue Wille Gottes mit den Menschen“; Dietrich Bonhoeffer: DBW 1, 87.

sches Kirchengefühl zu entwickeln: Wer soll denn in der nächsten Generation das Evangelium bezeugen, wer soll denn für die Gegenwart der guten Nachricht in der Gesellschaft sorgen, wenn wir so sorglos mit der Zukunft der Kirche umgehen? Bestandssicherung ist dann kein Schimpfwort, wenn es darum geht sicherzustellen, dass auch morgen und übermorgen Menschen da sind, die nicht nur anonyme, sondern sichtbare und hörbare Christen sind.

- Unter soziologischer Perspektive ist es gleichermaßen fahrlässig, die Frage der Gemeindlichkeit des Glaubens zu unterschätzen. Seit langem mahnt uns der Soziologe Peter Berger¹⁹, die Bedeutung von stützenden Strukturen für das Überleben des Glaubens nicht zu unterschätzen.²⁰ Nach seiner irdischen Seite braucht der Glaube den anderen, der auch glaubt. So wie die ganze Welt am „dünnen Faden des Gesprächs“ hängt, so hängt auch der

19 Vor allem: Peter L. Berger und Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt 202004, 139–185.

20 Die folgenden Ausführungen verdanke ich dem Gespräch mit Dr. Johannes Zimmermann, Greifswald.

Glaube am Gespräch des Glaubens, an der Gemeinde. Angesichts der Infragestellung des Glaubens muss es die anderen geben, die mich im Glauben bestätigen und bestärken. Und diese anderen dürfen auch nicht an der Peripherie meines kleinen Kosmos angesiedelt sein, so dass es bestenfalls dann und wann zum Gespräch kommt. Während sich Zahnschmerzen ganz von allein plausibilisieren, ist der Glaube nicht aus sich selbst heraus plausibel, sondern braucht die stützenden Strukturen der Gemeinschaft und des Gesprächs. Sonst hält er dem Widerstand nicht stand. Der Widerstand kann aus dem erfahrenen Unsinn kommen, aus Leid und Not. Er kann aber auch aus der Begegnung mit konkurrierenden Sinnwelten kommen. Dann muss die Konversationsmaschine des Glaubens erst recht gut geölt sein und beständig laufen, sonst droht der Glaube einzuknicken. Das ist eben die Erfahrung der protestantischen Kirchen in Ostdeutschland und Tschechien: Innerlich nie recht angenommene Tradition, verbunden mit protestantischer Kirchendistanz – das über-

lebte den Angriff des politisch gewollten Atheismus nicht. Ganz anders war es mit dem kirchenverliebten Katholizismus Polens.

Darum wird eine wachsende Kirche auch Geselligkeitsformen schaffen und fördern, die dem aufkeimenden Glauben Stabilität geben. Dann kann der Glaube nicht nur entstehen, sondern auch bestehen, dann kann er nicht nur bestehen, sondern auch wachsen, und dann wird er nicht nur wachsen, sondern auch anderen bezeugt und so weitergegeben. Merke: Die evangelische Kirche, will sie wachsen, braucht ein neues, ein positives Kirchengefühl.

Handlungsvorschläge

Eine wachsende Kirche investiert in Menschen und ermöglicht geistliche Wachstumsprozesse

Was können wir tun, damit Menschen in unserer Kirche zum Glauben finden und im Glauben wachsen können? Aus vielem wähle ich zwei Vorschläge:

These 10: Eine wachsende Kirche müsste möglichst vielen Menschen

möglichst viele Gelegenheiten geben, in den Glauben hineinzuwachsen und im Glauben zu reifen.

Menschen sind der eigentliche Schatz der Kirche. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die, die in Lohn und Brot bei der Kirche sind, aber auch die, die im Ehrenamt mitwirken. Vielleicht auch die, die am Rand stehen und von uns noch gar nicht entdeckt wurden. Das Beste, was wir für sie tun können, ist Wertschätzung und so etwas wie ein geistliches Wachstumsprogramm für Christen und solche, die es werden möchten.

Die anglikanische Kirche hat empirisch untersucht²¹, wie erwachsene Menschen heute zum Glauben finden. Die meisten Menschen, so heißt es da, kommen zum Glauben, indem sie über eine längere Strecke begleitet werden. Wie die Emmaus-Jünger, die Jesus unerkannt begleitete, denen er zuhörte, die er unterwies und mit denen er zu Tisch saß. Die Frage von John Finney war schlicht: Welche Faktoren spielen eine Hauptrolle, damit Menschen zum Glau-

21 John Finney, Finding Faith Today. How does it happen? Swindon 1992.

ben kommen? Das Ergebnis war zunächst enttäuschend. Vieles, worauf sie lange gesetzt hatten, führte nicht zum Wachstum. Große Events spielten keine entscheidende Rolle, christliche Medien spielten nur eine recht kleine Rolle. Was aber bedeutend war, waren Beziehungen. Menschen finden zur Gemeinde und dann auch zum Glauben durch Beziehungen. Da war der christliche Ehepartner, Nachbar, Arbeitskollege, da war der Pastor, der ins Haus kam und in einer schwierigen Lage beistand. Man hat in England Erwachsene gefragt, die sich taufen oder konfirmieren ließen: Welche Faktoren waren entscheidend für Ihren neuen Zugang zu Glauben und Gemeinde? Und die meisten antworteten, indem sie von menschlichen Beziehungen erzählten. Von Menschen, bei denen sie sich nie wie Missionsobjekte vorkamen, die aber etwas ausstrahlten von der Freude des Glaubens. Von Menschen, die nicht nur aus taktischen Gründen Beziehungen pflegten, aber mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit auch von dem redeten, was ihr Leben im Innersten zusammenhält. Von Menschen, die nicht beim Pizzaessen unruhig hin- und herrutschten, ungeduldig, wann sie endlich ihr Glaubens-

wissen loswerden könnten, sondern Menschen, die zu reden begannen, wenn sich eine Tür auftat, eine natürliche Gelegenheit, auch von Gott und seiner Gemeinde zu sprechen.

These 11: Eine wachsende Kirche lebt von einer „großen Koalition“ von beziehungsstarken „Alltagsmissionaren“ und glaubenweckenden Programmen der Gemeinde wie z. B. befristeten Glaubenskursen. In ihnen findet die begleitete geistliche Reise statt, die den Glauben weckt und wachsen lässt.

Aber es gehört noch etwas anderes hierher: Wir müssen uns diese Beziehungen nämlich recht nüchtern vorstellen. Vielleicht denken wir nun an lauter Menschen, die wie kleine Theologieprofessoren im Alltag ihren Nächsten das Evangelium erklären. Aber so war es in England nicht. Diese Alltagsmissionare waren vielleicht viel bescheidener. Sie war beziehungsstark, das ist wohl wahr. Und sie waren auskunftswillig, d. h. sie hielten nicht hinter den Berg mit ihrer Liebe zu Gott und ihrem Engagement in der Kirche. Aber sie hatten vor allem Gemeinden im Rücken, die gute Angebote machten

für suchende Menschen. Es geht also um eine große Koalition zwischen den Alltagsmissionaren einerseits und den Gemeinden andererseits. Und es ist schon eine Wachstumsgeschichte der besonderen Art, die in England erzählt wird. Fast zwei Millionen Menschen haben in den letzten 15 Jahren in England an Glaubenskursen teilgenommen, vor allem am Alpha-Kurs und am Emmaus-Kurs.²²

Die neueren Glaubenskurse arbeiten fast alle nach diesen Prinzipien: Von der Seite der Gemeinde wurde also das beziehungsstarke Tun der Alltagsmissionare unterstützt durch ein regelmäßiges Angebot für suchende Menschen. Dieses Angebot ist befristet, das ist wichtig für den stark beschäftigten postmodernen Menschen. Bei Emmaus z. B. wird an höchstens 15 Abenden das kleine Einmaleins des Glaubens vorgestellt: Was Christen glauben, wie man überhaupt Christ wird, wie Christen ihre Beziehung zu Gott und ihre Beziehung zu ihren Mitmenschen gestalten. Da geht es um Gebet und Bibel, Abendmahl und Gemeinschaft, aber auch um den

alltäglichen Umgang miteinander. Und das Ganze geschieht nicht durch lange Vorträge – es gibt immer nur kurze Impulse und viel Zeit, miteinander zu reden und gemeinsam vor der aufgeschlagenen Bibel zu entdecken, was es bedeutet, ein Christ zu werden und zu sein.

Haben wir am Anfang gehört, dass die Menschen mindestens im Osten in einem Klima der Gottesvergessenheit leben, so geht es heute darum, den Menschen ein „Klima des Glaubens“ anzubieten, sie in eine „Atmosphäre des Evangeliums“ zu bitten. Es ist nicht genug, vom Glauben zu reden. Der Glaube braucht bestimmte klimatische Umstände, um entstehen und wachsen zu können. Ein Klima ist mehr als eine inhaltlich korrekte Auskunft! Es ist die Atmosphäre, die dazu führt, dass wir uns wohl fühlen und öffnen oder aber abgestoßen werden.²³ Es braucht freilich auch die Auskunft, die nicht durch eine unklare, wenn auch herzliche Stimmung ersetzt werden kann.²⁴ Gemeinde schaffe also eine At-

22 M. Herbst (Hg.), Emmaus – Auf dem Weg des Glaubens. Handbuch und Kursbuch I–IV. Neukirchen-Vluyn 2002–2004.

23 Vgl. zu diesem Gedanken noch einmal Wolf Krötke, A. a. O.

24 Peter Sloeterdijks gewaltiges Opus über die „Sphären“ zeigt, wie stark zur Zeit dieser Aspekt des Atmosphärischen die Denker bewegt.

mosphäre des Glaubens, in der Menschen so von der Liebe Gottes berührt und bewegt, aufgeklärt und zur Entscheidung befreit werden, dass sie beginnen, ihr Leben neu im Glauben zu leben.

Eine begleitete Reise – unterwegs zum Glauben, das ist die Idee, und irgendwann ergibt es sich, dass Menschen ein Gebet sprechen, mit dem sie sich Christus anvertrauen, oder dass sie sich taufen lassen bzw. ihrer Taufe erstmals voller Vertrauen gedenken. Nach 15 Abenden ist Schluss. Das gehört zur Fairness des Angebots. Aber es gibt weitere Angebote. Zu Emmaus gehört nicht nur ein Grundkurs des Glaubens, sondern auch weiterführende Angebote. Wachstum im Glauben ist das Thema dieser Folgekurse, damit möglichst viele Menschen möglichst viele Gelegenheiten bekommen, im Glauben weiterzukommen. Vier Kursbücher für Kleingruppen in der Gemeinde werden dazu angeboten.

Nun könnte man meinen, dies alles sei ein Angebot von „denen drinnen“ für „die draußen“. Aber es gibt noch eine weitere Überraschung: Zuerst haben nämlich „die drinnen“ von diesem An-

gebot profitiert. Die sich zur Gottesdienstgemeinde halten, kamen und nahmen das Angebot an. Und so mancher entdeckte zum ersten Mal in einem langen kirchlichen Dasein, was das Evangelium mit seinem eigenen Leben zu tun hat. So lernen „die drinnen“ mit „denen draußen“. Und miteinander kommen sie neu auf den Weg des Glaubens. „Die drinnen“ machen eine ganz frische und unverbrauchte Erfahrung mit dem Glauben und werden gerade so motiviert, ihre Rolle als Alltagsmissionare anzunehmen. Und „die draußen“ werden als Personen ernst genommen, die auf eine begleitete Reise gehen. Haben sie dann das Evangelium entdeckt, werden sie wie von selbst mit großem Eifer anderen davon erzählen. Das fällt „denen von draußen“ oft leichter als „denen drinnen“. Es geht ihnen wie von selbst über die Lippen. Neugewonnene Menschen sind der beste Wachstumsfaktor, den eine Gemeinde haben kann. Das meine ich, wenn ich vorschlage, geistliche Lebensentwicklungsprogramme in den Gemeinden mit Priorität zu fördern. Dabei will ich gar nicht für den Emmauskurs werben. Er ist nur einer unter vielen und das Material hat durchaus Schwächen.

Ein zweiter Investitionsvorschlag: Bei Glaubenskursen wie „Emmaus“ geht es um strukturierte Prozesse, die Menschen auf ihrer geistlichen Reise begleiten und inspirieren. Wenn wir eine wachsende Kirche wollen, dann müssen wir an dieser Stelle investieren und möglichst vielen Menschen (solchen „drinnen“ und solchen „draußen“) möglichst viele Gelegenheiten geben, im Glauben zu wachsen.

Auf Dauer wird das auch eines der größten Wachstumshindernisse unserer Kirche überwinden. Was ist dieses Wachstumshindernis? Ich sehe es darin, dass wir im Blick auf das allgemeine Priestertum eher schwächer als stärker geworden sind. Unsere Kirche ist nach wie vor eine Kirche der Hirten, in der das „Schweigen der Lämmer“ nicht überwunden ist. Wollen wir das „Schweigen der Lämmer“ überwinden, dann müssen wir in Personen investieren, also geistliche Wachstumsprozesse durch geistliche Bildungsprogramme initiieren.

Unser Greifswalder Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (das Württemberg so freundlich mit einer Stelle unterstützt)

will noch weitergehen: Unseres schrumpfende Kirche wird sich das flächendeckende Netz der Pastoren nicht mehr wie bisher leisten können. Sie wird die Zahl der Pfarrstellen weiter drastisch reduzieren müssen. Sie leidet zugleich unter der jahrzehntelangen Abwanderung der Eliten. Wir stehen damit vor einer riesigen Herausforderung: In Menschen investieren bedeutet in Pommern, Menschen zuzurüsten, die vor Ort Verantwortung für eine Gemeinde übernehmen können.

Ein dritter Investitionsvorschlag: Wir wollen in den nächsten Jahren 50 ehrenamtliche Gemeindeleiter ausbilden. Wir wollen sie zurüsten, Gottesdienste zu gestalten und Prozesse der Gemeindeentwicklung zu verantworten. Unterstützt werden könnten sie durch reisende Pfarrer, die im Sinne des apostolischen Besuchsdienstes den Gemeinden vor Ort mit Rat und Tat zur Seite stehen.

In Pommern würde dies – menschlich gesprochen – fünf vor zwölf geschehen. In Kirchen, die noch besser dastehen, wäre es eine Investition in die Zukunft, die noch in der „Komfortzone“ in Gang gebracht werden könnte.

Eine wachsende Kirche passt ihre Strukturen den missionarischen Bedürfnissen an

Eine weitere Wachstumshemmung sehe ich darin, dass wir sehr beharrlich sind, wenn es um unsere kirchlichen Strukturen geht. Ich beschreibe nur einen Bereich kirchlicher Strukturen, aber einen Bereich, in den zu investieren sich lohnt.

These 12: Unsere parochiale Kirchenstruktur bedarf der Ergänzung durch netzwerk-orientierte Gemeinschafts- und Gemeindeformen, die wir als Landeskirche in kirchendistanzierte Netzwerke hineinpflanzen (in Lebensräume wie Schulen, altersorientiert in Jugendkirchen oder in entstehende Beziehungsnetze).

Seit den Tagen Karls des Großen ist unsere Kirche nach einem bestimmten Muster strukturiert. Dieses Muster ist eng mit dem Konstantinischen Zeitalter verknüpft. Das kirchliche Leben bildet das politische Dasein ab, denn wer Bürger ist, ist auch Christ. Da wo ich wohne, bin ich einer Kirche, und zwar dem Gebäude wie der Dienstleistung des Pfar-

ters, zugeordnet. Dort soll ich zum Gottesdienst gehen. Dort werde ich getauft, konfirmiert, getraut und bestattet. Diese lokale Struktur erstreckt sich über das ganze Land. Die Landkarte ist wie auf dem Katasteramt fein parzelliert und wie Grundstücke liegt Gemeinde neben Gemeinde und bedeckt das ganze Land. Dieses Prinzip nennen wir Parochialkirche.

Vielleicht beginnen wir heute zu ahnen, dass dieses flächendeckende Modell von innen gesehen kaum zu erhalten ist. Bei uns in Pommern sind die Einschnitte bereits erheblich. Pfarrer haben Bezirke zu betreuen haben, die so groß sind, dass ihr Dienst eher dem von Handlungsreisenden gleicht. Es wird immer schwerer, Kirche flächendeckend anzubieten.

Heute entdecken wir aber auch, dass unser flächendeckendes Modell auch von außen problematisch wird, aus missionarischer Perspektive. Im Blick auf die wachsende Kirche wird das parochiale System allein auf Dauer nicht ausreichen. Die Krise ist wiederum ein Ruf zu Neuem. Warum? Der wesentliche Grund liegt darin, dass sich das Leben der

Menschen massiv verändert hat. Sie leben in der Regel nicht mehr nach den alten lokalen Mustern. Die Mobilität der meisten führt dazu, dass sie nicht da arbeiten, wo sie wohnen, und dass sie ihre Freizeit wiederum woanders verbringen, ja dass ihre wesentlichen Kontakte nicht mehr nachbarschaftlicher Art sind. Die neueste englische Studie bringt dies auf den Begriff²⁵: Das Leben wird am wenigsten noch von Nachbarschaften, am kräftigsten aber von Networks, von Beziehungsnetzen bestimmt. Wer an einem Ort lebt, lebt darum noch lange nicht zusammen, und wer zusammen lebt, lebt längst nicht mehr unbedingt an einem Ort. Wir erreichen die entkirchlichten Netzwerk-Menschen nicht mehr mit unserer Nachbarschafts-Strategie. Damit erreichen wir nur noch – trotz unserer Behauptung, Kirche für alle zu sein – die nachbarschaftsorientierten Menschen. Das sind oft die, deren Leben nicht mehr „mithält“ mit Tempo und Beweglichkeit: ältere Menschen, Alleinerziehende, wirtschaftlich Schwache, Arbeitslose. Dazu kommen einige wenige, die Gerhard Schmidtchen schon vor 30 Jahren als

„unwahrscheinliche Gottesdienstbesucher“ bezeichnete. Sie kommen, obwohl sie eigentlich sozial und kulturell und milieumäßig nicht dazupassen. Sie kommen meist, weil sie besondere Beziehungen zu überzeugenden Christenmenschen hatten. Aber sie dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen: Unsere Strukturen verschließen vielen den Zugang zur Kirche.

Darauf müsste eine wachsende Kirche reagieren. Sie müsste es tun und es nicht anderen, etwa den Freikirchen, überlassen. Sie müsste es aus freiem Antrieb und missionarischer Liebe heraus tun. Im Grunde müsste sie aus der Missionstheologie der äußeren Mission lernen: Dort hat man lange schon begriffen, dass eine missionarische Kirche sich in eine Kultur hineinpflanzen muss. Sie muss gleichsam einen Akt der Inkarnation vollziehen: Wie der Gottessohn sich in eine bestimmte Zeit begab, an einem bestimmten Ort zur Welt kam und dort eben in Gestalt eines jüdischen Zimmermanns, so müsste sich Kirche neu inkarnieren in die Netzwerk-Gemeinschaften unserer Gesellschaft. Und das würde aus missionarischen Gründen bedeuten, in Ergänzung zu den

25 Church House Publishing, *Mission-shaped Church*. London 2004.

territorialen Gemeinden, also den bestehenden Ortsgemeinden, auf Dauer auch nicht-territoriale Gemeinden zu pflanzen, in bestimmte Netzwerke hinein zu pflanzen. Nur so könnte sie wachsen, nämlich über die engen Milieugrenzen hinaus, die unser Gemeindeleben heute einschränken.

Das eher unter wirtschaftlichem Druck entstandene Thema Regionalisierung müsste also missionstheologisch weiterentwickelt werden:

- Parochien sind – gerade im Blick auf das „Ensemble der Opfer“ weiterhin die Grundform kirchlicher Mission, die das Evangelium für jedermann erreichbar macht. Der Blick auf die Armen unserer Zeit bewahrt uns vor arroganter Geringschätzung lokaler Gemeinden. Jesu Passion für die Armen bekommt so eine neue Facette. Die etwas unbestimmte Beziehung zwischen Parochie und missionarischer Diakonie wäre hier zu bedenken.
- Parochien sollten aber in der Region zu Absprachen kommen, die z. B. missionarische Schwerpunktbildungen erlauben und Gemeinden helfen, in der Region einen Beitrag

zum missionarischen Auftrag zu liefern. Nicht jeder muss alles können und machen – manche Gemeinde lebt mit chronisch schlechtem Gewissen, weil nicht alle erreicht werden, aber auch, weil sie sich zu viel vornimmt. Worin sind wir stark? Wen können wir erreichen? Wo können wir einen Schritt über unsere Grenzen tun? Aber auch: Was können andere besser? Wo können wir uns verabreden und von den anderen profitieren? Gemeinden müssten durchlässig füreinander werden und auch hinnehmen, wenn Mobilität einschließt, dass Menschen sich passende Gemeindeformen aussuchen und zwar unabhängig vom Wohnort, gebunden an Netzwerke. Der Fortgang des „Reiches Gottes“ in einer Region wäre dann wichtiger als der „kirchturnormorientierte Gemeindeaufbau“.

- Dazu käme als dritter Schritt die Neupflanzung von Gemeinden, die wir Netzwerkgemeinden nennen möchten, und die sich in ihrem Profil auf bestimmte Zielgruppen ausrichten und entsprechende kulturelle Lebensformen ausprägen. Die Einheit der Kirche wird ja nach Con-

fessio Augustana VII durch Wort und Sakrament und nicht durch Zeremonien erhalten. Es ist besser, solche Neupflanzungen aktiv anzugehen und kirchlich zu steuern als dem Wildwuchs zu überlassen. Sie sollten unter dem Dach der Kirche sowohl frei sein zur Ausbildung ihres Programms als auch gebunden an die größere kirchliche Gemeinschaft. Neupflanzungen erlauben traditionellen Gemeinden, ihre Stärken weiter zu pflegen und behutsam fortzuentwickeln, sie erlauben neuen Gemeinschaften das Experiment, um der bisher nicht erreichten Menschen willen andere Versammlungsformen auszuprobieren. Sie sind damit gleichermaßen missionarisch bedeutsam wie pluralismusfähig.²⁶

Solche Neupflanzungen möchte ich nicht gerne Personalgemeinden nennen. Das klingt eher nach einem „Klüngel“, der sich um einen wie auch immer begnadeten Prediger sammelt. Ich möchte sie nach den jeweiligen Netzwerken benennen, in die hinein sie ge-

pflanzt werden, so wie wir es übrigens schon mit Studentengemeinden oder Anstaltsgemeinden immer gehalten haben. Aber es müssten jetzt Schulgemeinden hinzukommen, die die Tendenz zur Ganztagschule als Chance begreifen und die Schule als Lebensraum für viele nun auch missionarisch in den Blick nehmen. Es müssten Jugendkirchen entstehen, die die besondere Kommunikation mit der Kultur Jugendlicher pflegen, auch missionarische Gemeinden für bestimmte entkirchlichte Milieus. Viele erreichen wir nicht, weil unsere Zeitstrukturen, Musikstile, Veranstaltungsgewohnheiten, unsere Art der Kommunikation, das Design unserer Räume, der Geschmack unserer Teesorten und Kekssortimente nicht mit ihrem Leben kompatibel sind. Sie wollen nicht als liebe „Schwestern und Brüder“ angeredet werden und zur Kollekte für das Gustav-Adolf-Werk animiert werden.

Eine wachsende Kirche wird, wenn sie die Menschen hat, Gemeinden pflanzen, die sich auf eine fremde Kultur einlassen. Wichtig ist dabei, dass die Gestalt dieser neuen Kirchen etwas Neues sein wird. Sie wird kein Klon der alten Ge-

26 A. a. O., XI.

meinde sein, sondern in der Begegnung mit der neuen Kultur und im betenden Horchen auf die Schrift wird etwas Neues entstehen, das sich die Schönheit der neuen Kulturen aneignet und ihren Gottlosigkeiten widerspricht. So wird eine Gemeinde in einer Netzwerkkultur der Mobilität Rechnung tragen und doch für verbindliche und verlässliche Beziehungen eintreten, um dem vagabundierenden postmodernen Menschen wieder Heimat zu bieten.

Ich komme zum Schluss: Aufgeklärt und ermutigt durch Gottes Verheißungen gewinnen wir Zutrauen zur Zukunft unserer Kirche. Das ist die Vision. Wir wissen, worum sich unser Gebet drehen wird. Und wir werden zielorientiert für eine wachsende Kirche arbeiten. Damit könnten wir im Unterschied zu Alice im Wunderland recht genau sagen, wohin wir wollen: zu einer Kirche, die nicht nur „downsized“, sondern wächst. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Wachsende Kirche in Württemberg
Prälatin Gabriele Wulz, Ulm
(im Hospitalhof Stuttgart)

I.

Ermutigendes soll ich sagen. Basisnahes. Gemeindeverbundenes. Das ist eine berechnete Erwartung und zugleich eine ziemliche Herausforderung – zumal heute schon so vieles und Wichtiges gesagt wurde. Meinen Beitrag hier und heute verstehe ich als Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Wachsen der Kirche, nach der Erbauung der Gemeinde.

Wenn ich im Internet unter dem Stichwort „wachsende Kirche“ nachschaue, dann präsentiert mir Google an erster Stelle und in vielfältigen Variationen die Einladung zu diesem Tag. Ich übergehe die Verweise auf „wachsende Kritik an der Kirche“ und „wachsende Spannungen in der Kirche in XY“ und stelle fest, dass es unglaublich viel wachsende Kirchen gibt oder zumindest solche, die das von sich sagen. Sogar das Prädikat „die am schnellsten wachsende Kirche“ ist mehrfach vertreten. Nicht nur in Singapur, sondern auch in Äthiopien.

Ich werte das als Indiz dafür, dass das allgemein menschliche Bedürfnis nach Wachstum auch in der Kirche zu finden ist. Je mehr man ist, umso besser muss die Sache sein. Nicht nur pubertierende Jugendliche finden es anstrengend, sich allzu deutlich zu profilieren, sich von der Menge zu sichtbar abzuheben oder gar einer Minderheit anzugehören. Kein Wunder, dass wir diesem zutiefst menschlichen Bedürfnis, an einer Erfolgsstory beteiligt zu sein, auch bei uns begegnen.

Aber nicht nur das. Auch die Bibel selbst scheint dafür handfeste Belege zu bringen. Aber nicht ganz uneingeschränkt – zumindest wenn wir unseren Blick nicht verengen, sondern die verschiedenen Texte zur Kenntnis nehmen. Denn dann fällt uns auf, dass es neben der Apostelgeschichte und ihren enormen Wachstumsberichten aus den ersten Christengemeinden, die einem wahren Siegeszug gleichen, in der Offenbarung des Johannes den deutlichen Rückzug auf die kleine Schar der Überwinder und Überwinderinnen gibt. Und immer wieder scheint in den Briefen der Apostel der Schmerz über die durch, die die Gemeinde verlassen haben, die in der Lie-

be erkaltet sind, die die Hoffnung aufgegeben haben.

Das zeigt nur, dass das Wort Gottes frei ist und deshalb die Wahrheit des Evangeliums nicht zwangsläufig mit der Zahl derer korrespondiert, die es hören oder nicht hören. Es kommt – gerade auch in dieser Frage – ganz auf die Zeiten an und die Orte und die Haltung der Umwelt.

Kurz gesagt: Wachstum und Kleinerwerden, Expansion oder Rückzug bzw. Abbröckeln, Bauen oder Einreißen – das sind nicht Alternativen, über die wir zu verfügen hätten. Auch in diesen Fragen gilt: Alles hat seine Zeit und jedes Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde, über die wir nicht zu bestimmen haben.

Und deshalb frage ich zuerst nach der Zeit, in der wir leben.

II.

Ganz egal, wohin ich zu Wiederbesetzungssitzungen komme, eines ist stereotyp (und das unabhängig, ob in Gemeinden auf der Alb oder am Bodensee, in der Diaspora oder in sog. gewachsenen evangelischen Gemeinden, in der

Stadt oder auf dem Land): Geklagt wird darüber, dass die mittlere Generation, die 20- bis 40-Jährigen im Gottesdienst fehlten. Es ist dann kein wirklicher Trost, dass diese Klage bereits Visitationsberichte aus dem 17., 18. oder 19. Jahrhundert wie ein roter Faden durchzieht. Und es ist auch kein Trost, dass die Zahlen der Gemeindeglieder keineswegs nur zurückgehen. Im Gegenteil: In manchen Gegenden Oberschwabens haben sich die Gemeinden rein zahlenmäßig in den letzten zehn Jahren verdoppelt.

Es ist deshalb kein Trost, weil sich Kirchengemeinderäte und Kirchengemeinderätinnen, sofern sie selbst die Gottesdienste besuchen, oft genug als den Rest der Getreuen und Teil einer verschwindenden Minderheit erleben. „Was wird in zehn, in zwanzig Jahren sein, wenn es so weitergeht?“, werde ich immer wieder gefragt. Und aus dieser Frage spricht eine echte Verunsicherung. Eine Verunsicherung, die Menschen fragen lässt: Wie sieht die Zukunft der Kirche aus, wenn sich immer mehr Menschen innerlich von dieser Institution verabschieden – die Gründe dafür sind bekannt – und sich ihre religiösen Bedürfnisse auf dem Markt zu-

sammensuchen? Was wird aus der uns vertrauten und liebgewordenen Kirche, wenn die eigenen Kinder und Enkelkinder sich entweder ganz abwenden oder in neuen Gruppen ihr religiöses Leben ausleben?

Es bröckelt – wie es Albrecht Grözinger vor einigen Jahren formulierte – an den Rändern. Aber nicht nur da, sondern auch im Zentrum selbst. Und diejenigen, die sich treu zu Kirche und Gemeinde halten, leiden am negativen Bild, das von der Kirche in der Öffentlichkeit gezeichnet wird, und an leeren Bänken, an kümmerlichem Gesang und an einer Theologie, die scheinbar mit dem Leben der Menschen nicht viel zu tun hat.

Was ist da nun zu sagen?

Eingedenk der prophetischen Maxime, den Selbstsicheren und Hochmütigen das Gericht, den Verstörten und Geknickten das Heil anzusagen, denke ich, dass es, wenn wir heute über wachsende Kirche in Württemberg reden, darauf ankommt, Gemeindeglieder zu stärken und zu trösten. Und das heißt vor allem, etwas von dem Druck zu nehmen, der Menschen denken lässt, sie seien ver-

antwortlich für den Bestand und den Fortbestand der Kirche.

Natürlich gibt es auch Verhocktes in den Gemeinden, manchmal auch Verzagtes und Eingeschlafenes, natürlich gibt es selbstgenügsame Gemeinden und solche, die nur Streit und Konflikt suchen und dabei ausschließlich um sich selbst kreisen. Natürlich gibt es auch unter Christenmenschen diese Mischung aus gekränkter Eitelkeit und Jammern, die nicht besonders anziehend ist. Aber es gibt auch ganz viel Verunsicherung und Leiden an den Abbrüchen. Und eine Selbstüberforderung, die Menschen in den Gemeinden buchstäblich an den Rand bringt.

Wenn ich meine Erfahrungen mit Gemeinden aus Begegnungen, Sitzungen, Gottesdiensten und Konfliktgesprächen versuche zusammenzufassen, dann überwiegen die Gemeinden, die sich über Gemeindeaufbau, Präsenz in der Öffentlichkeit und Mitgestaltung des Gemeinwesens ernsthafte Gedanken machen, deutlich. Und deshalb will ich an dieser Stelle nicht in das allgemeine Klagelied verfallen und erst recht nicht zu weiteren Höchstleistungen – à la „wer

ist die am schnellsten wachsende Gemeinde in Württemberg“ – und perfekter Durchorganisation des Gemeindelebens animieren, sondern auf einen anderen Gesichtspunkt verweisen.

Wenn Martin Luther Recht hat, dass nicht wir es sind, die die Kirche erhalten, genauso wenig wie unsere Väter und Mütter, unsere Großväter und Großmütter sie erhalten haben, dann ist das eine Entlastung, die es heute anzusagen gilt – und mehr noch: die wir ernst nehmen und beherzigen müssen. Nicht um deshalb die Hände in den Schoß zu legen. Die Verantwortung für unser Tun und Lassen besteht. Keine Frage. Aber um zugleich zu realisieren, dass nicht wir den Bestand der Kirche garantieren.

Und ein Zweites: Die Frage nach dem Bestand hat immer auch etwas Nachrückwärts-Gewandtes.

Für die Kirche können wir ruhig etwas mutiger sein. Wenn sie für immer Bestand hat, für immer bleiben wird, wie es in der Confessio Augustana gelehrt wird, wobei nicht sehr viel über ihre äußere Gestalt gesagt ist, dann können wir getrost Gegenwart und Zukunft in den Blick neh-

men und kämen etwas weg von der ausschließlichen Erfahrung des Mangels.

Wo Kirche ist, so hat es Karl Barth einmal gesagt, da hat sie ein Ziel: Das Reich Gottes. So wären wir also auf dem Weg. Auf dem Weg zu diesem Ziel. Manchmal etwas verkumpelt, nicht immer prächtig anzusehen. Aber ich stelle mir den Weltenbaum aus Mt 13,32, in dessen stärkeren und schwächeren Zweigen die Vögel nisten, auch mit mancherlei Formationen und Deformationen vor. So könnte eine gewisse Gelassenheit in unsere Gemeinden und in unsere Wahrnehmung des Gemeindelebens einfließen. Denn dabei wird uns klar: Für diesen Weg brauchen wir einen langen Atem. Und zu schnell dürfen wir nicht unsere Energien verbrauchen. Denn der Weg zu diesem Ziel ist weit und lang und voller Durststrecken. Und wenn wir wahrnehmen, was uns auf diesem Weg widerfahren ist und widerfährt, dann braucht es viel Kraft, um auszuhalten und auszuharren – bis zum Ende. Der Kontext der Jahreslosung spricht an dieser Stelle eine deutliche Sprache. Und auf diesem Hintergrund sage ich: Es wird in den Gemeinden und für die Gemeinden darauf ankommen, nicht in

Angst und Schrecken zu verfallen, nicht panisch zu werden, nicht den religiösen Illusionen nachzurrennen – und nicht irre zu werden an den großen Hoffnungen, nicht den Glauben zu verlieren und in der Liebe zu erkalten.

Das ist das Erste. Und das Zweite? Das ist: den Fluch des Zählens zu bannen.

Ein früherer Kollege hat mich nach jedem Gottesdienst und nach jeder Veranstaltung gefragt: Hat es auch Leute gehabt? Mich hat diese Frage zunehmend beelen-det. Nicht weil es keine „Leute gehabt hätte“, sondern weil ich selbst einen un-glaublichen Druck gespürt habe. Dieses Mal ist es noch gut gegangen. Aber wie wird das nächste Mal aussehen? Wenn Gottesdienste, wenn Veranstaltungen erst dann gut sind, wenn es viele gewe-sen sind – oder wenigstens einigerma-ßen viele, auf jeden Fall nicht peinlich we-nige, dann haben wir uns selbst eine gi-gantische Falle gestellt. Denn bei all dem Zählen, bei all den Statistiken geht es uns dann so wie David, der bei seiner Volks-zählung die bittere Erfahrung machen musste, dass unter seinen Händen zer-rann, was er zählen wollte. Je mehr wir zählen, umso schmerzlicher werden De-

fizite bewusst, umso bitterer wird der Mangel erfahren.

Aber Depression und Zwanghaftigkeit bieten keine guten Bedingungen für Wachstum. Rezepte zur Belebung ge-hen an der Wirklichkeit vorbei und ent-fachen allenfalls kurzfristige Strohfeuer der Begeisterung, die nicht lange vor-halten. Und allzu krampfhaft Bemü-hungen bergen in sich die Gefahr, das Gegenüber zum Objekt zu machen. Wer da die Absicht merkt, ist verstimmt und wird das Weite suchen.

Und auch das Bemühen, menschennah zu sein, stößt auf zwiespältige Resonanz: Was für die einen frischer, lockerer Stil, ist für die anderen unerträgliche Banalität. Und mein persönliches Unbehagen ist ziemlich groß, wenn Familiengottesdien-ste oder Kleinkindergottesdienste dazu in-strumentalisiert werden, junge Familien in den Gottesdienst zu „kriegen“.

Um solche und andere Sackgassen zu vermeiden, hätten wir viel, ja sehr viel gewonnen, wenn wir es schafften, das Thema „Wachstum“ von dreierlei abzu-koppeln. Von der Zahl, von der Größe und von der Menge.

Zuerst die Zahl

Wir hätten viel Freiheit gewonnen, wenn wir uns das Zählen mal für ein paar Sonntage verbieten würden und auf anderes achteten. Zum Beispiel darauf, wie Konfirmanden angesprochen wurden – vor und nach dem Gottesdienst. Ob man der trauernden Familie noch einmal begegnet ist oder der Tauffamilie gratuliert hat (und das ist übrigens nicht ausschließlich die Aufgabe des Pfarrers oder der Pfarrerin – schon auch, aber auch der anderen Gemeindeglieder). Und noch etwas: Wenn wir das Zählen mal lassen könnten (und ich weiß, wie schwer das ist), dann hätten wir ein Stück Nähe zum Evangelium selbst gewonnen.

Dann die Größe

Jesus betont ja in allen Gleichnissen vom Wachsen des Reiches Gottes die Unverfügbarkeit, das „von selbst“ und den scheinbaren Kontrast zwischen dem Allerkleinsten und dem Größten. Das, was vor Augen ist, sagt nichts über das Potential, das in ihm steckt.

Und schließlich: die Menge

Mit Senfkorn und Sauerteig bringt uns Jesus auf eine andere Spur: Qualität ist

entscheidend. Nicht Quantität. Und von Licht und Salz ist dasselbe zu sagen. Nicht die Menge ist entscheidend, sondern dass Licht da ist und dass Salz da ist. Wenn sie da sind, dann wird es hell – und dann kommt Würze ins Leben. Dann verändert das Wenige alles.

III.

Was ist „wachsende Kirche“? „Wachsende Kirche“ ist für mich deshalb vor allem eine Kirche, die sich ihrer selbst und ihres Auftrags bewusst ist und die auf das Reich Gottes hinwächst. Dabei ist unser **Auftrag** klar umrissen: Es gilt, das Wort vom Kreuz verkündigen, um es mit dem Predigttext für den morgigen Sonntag zu formulieren. Wenn wir uns einig sind, dass das tatsächlich unsere Aufgabe ist, dann sollten wir das ernst nehmen und dementsprechend reden, leben und handeln. Und das heißt auch, dass unser Leben, Reden und Handeln durchsichtig dafür wird, dass Gott das Schwache erwählt hat, das, was vor den Menschen nichts gilt. Wenn Gott das „Törichte erwählt hat“, um unsere Vernunft und Weisheit heilsam zu relativieren, dann muss uns das in allem, was wir tun, zu denken geben und unser Handeln bestimmen. Was heißt das?

In erster Linie: Sich einen anderen Blick auf unsere Welt, auf unsere Gemeinden erlauben. Denn dann erkennen wir: Kirche lebt nicht von ihrem öffentlichen oder gesellschaftlichen Ansehen. Im Gegenteil. Es kann genau anders herum sein. So wie es Dietrich Bonhoeffer in seiner Predigt zum Kirchenwahlsonntag 1934 formulierte: „Es mag sein, dass die Zeiten, die nach menschlichem Ermessen Zeiten des Einsturzes sind, für ihn die großen Zeiten des Bauens sind, mag sein, dass die menschlich gesehen großen Zeiten der Kirche Zeiten des Einreißen sind.“

Und ein Zweites: Es kommt darauf an, dass wir wahrnehmen, wie Menschen leben und worunter sie leiden. Das bedeutet auch die implodierenden Familien- und Beziehungssysteme wahrzunehmen, die Einsamkeit der Menschen zu erkennen und ihr Elend. Dazu gehört auch, dass wir das Ausmaß der Entfremdung verstehen, das Menschen nachhaltig immun macht gegenüber der Botschaft des Evangeliums mit seiner Hoffnung und Gewissheit der Erlösung. Die Botschaft von der Rechtfertigung des Gottlosen, des Hoffnungslosen, des Lieblosen ist längst nicht überholt. Es

gilt, sie zu sagen, und zwar so zu sagen, dass Menschen darin ihr eigenes Leben und ihre eigene Verzweiflung entdecken können.

Damit ist aufs engste ein Drittes verbunden: Die Fremdheit des Evangeliums ist nicht zu nivellieren. Der Anspruch des Evangeliums ist ja ein ungeheurer. Es geht um nichts weniger als um die Rettung des Menschen und das Heil der Welt. Jenseits von Gewöhnung und Konvention und Langeweile gilt es, das „größte Drama aller Zeiten wieder zu entdecken“.

Der alte reformatorische Grundsatz, dass das Wort Gottes mich anspricht als ein von außen kommendes Wort, das ich mir selbst nicht sagen kann, das sich auch nicht ableiten lässt, ist stark zu machen und herauszustreichen. Denn nicht das, was mir gefällt und entspricht, ist entscheidend. Sondern das, was mich in Frage stellt, mich konfrontiert und gerade darin Trost und Frieden verspricht, der höher ist als alle Vernunft, entspricht dem einen Wort Gottes. Dem Wort Gottes, auf das wir zu hören haben und dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.

Dazu kommt ein Viertes: Eine dem Reich Gottes entgegenwachsende Kirche wird Menschen wahrnehmen und die Orte wahrnehmen, an denen sie ihr Christsein leben. Sie wird mit unterschiedlichen Nähen und Distanzen leben können. Sie wird auch damit leben, dass Menschen sagen „Ich gehöre nicht zu den Kirchspringern“ und sich dennoch auf unterschiedliche Weise mit der Kirche und ihrer Botschaft verbunden fühlen. Vielleicht müssen wir auch neu schätzen lernen, wo überall „Reich Gottes Arbeit“ geschieht. Nicht nur im Raum der Kirche, sondern auch und gerade auch außerhalb. So wichtig es ist, dass wir feste Räume und feste Zeiten haben, so wird sich auch der Geist Gottes nicht einengen lassen, sondern wehen, wo er will – im Gefängnis, im Krankenhaus, in der Schule, auf der Straße, in der Akademie, bei der Stunde der Kirchenmusik, in der Hospizgruppe usw. usw. (Bitte seien Sie mir nicht böse, wenn ich jetzt nicht alle „Zielgruppen“ genannt habe. Es geht mir auch an dieser Stelle ums Prinzip und nicht um Vollständigkeit).

Ein Fünftes: Der Freiheit ist Raum zu geben. Wenn wir ernst nehmen, dass

Kirche nicht durch die Bemühungen der einzelnen zusammengehalten wird, dann können wir gelassener mit unseren Unvollkommenheiten und denen der anderen umgehen. Idealisierungen und hehre Erwartungen zerstören die Gemeinschaft. Und das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen weist uns zumindest daraufhin, dass nicht unsere Vorstellungen entscheidend sind, sondern der Ackerbesitzer so mancherlei wachsen lassen will – selbst Taumellolche, die nun bekanntermaßen unangehm sind.

Und ein Sechstes: Ich sage das nun auch als Vorsitzende des Gustav-Adolf-Werkes Württemberg: Es wird auch darauf ankommen, von der Minderheitensituation anderer Christenmenschen zu lernen. Es muss ja nicht gleich Geheimprotestantismus sein – wie in Österreich oder Tschechien. Aber eines erscheint mir schon wichtig: Wenn die äußeren Sicherungsrahmen wegfallen, der gesellschaftliche Konsens hinfällig wird, es also nicht mehr zu Sitte und Brauch gehört, zu einer der beiden großen Kirchen zu gehören, dann wird es in der Tat anstrengender, sich als Christenmensch zu erkennen zu geben. Na-

türlich können wir den gesellschaftlichen Bedeutungsverlust beklagen, wir können aber auch unsere gesellschaftliche Situation als Chance begreifen, den Texten des Alten und Neuen Testaments wieder näher zu kommen. Oder wie es der Generalsekretär der La-Plata-Kirche formulierte: Wir verstehen die Botschaft der Bibel erst dann, wenn wir realisieren, dass wir im Exil sind.

Und das führt mich zu meiner Schlussbemerkung:

Gäste und Fremdlinge sind wir in dieser Welt. Für eine kurze Zeit kommt es auf uns an. Für einen Moment hängt es an uns, was gedacht und geplant und getan wird. Dass wir uns – bei aller Wichtigkeit dieser Verantwortung – der Vorläufigkeit unserer Bemühungen bewusst bleiben, ist sicherlich nicht ganz unwe-

sentlich, wenn wir auf dem Weg durch die Zeit das Ziel nicht aus den Augen verlieren wollen. In dieser Vorläufigkeit sind unsere Erfolge und unser Scheitern, unsere Irrtümer und unsere richtigen Entscheidungen eingeschlossen.

So wachsen wir – als einzelne, als Gemeinde, als Kirche – beflügelt von der Zusage Jesu, der uns verspricht, bei uns zu sein bis an der Welt Ende – und der uns deshalb den Auftrag gibt, hinzugehen und den Menschen von ihm zu erzählen und von seiner Lehre, damit sie das Leben finden.

Und gegen die Verzagtheit, die uns bei diesem Unternehmen ab und zu beschleicht, sollen wir wissen und darauf vertrauen, dass der Geist der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit uns immer wieder aufhilft.



*Webrahmen der
Paramentenwerkstatt: Kirche ist ein
lebendiges Netzwerk, das viele
mitgestalten.*



*„Wo soll für mich Kirche wachsen?“,
fragte das Frauenwerk die Besucher.*



*Die beteiligten Gruppen stellen
ihre Aktionen vor.*

Bildimpressionen



Zwischen den Vorträgen gab es regen Zulauf an den Ständen.



Gute Stimmung beim Schwerpunkttag.



*Was fördert und was hemmt das Wachstum der Kirche?
Antworten darauf konnten die Besucher selbst geben.*

Bericht des Vorsitzenden des Theologischen Ausschusses, Dekan Ulrich Mack, vor der Landessynode (im Hospitalhof Stuttgart)

Wie kam es zu diesem Schwerpunkttag „Wachsende Kirche“? Warum hat ihn der Theologische Ausschuss vorbereitet? Drei Wurzeln hat der Schwerpunkttag und der nun angestoßene Prozess „Wachsende Kirche“:

1. Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) beschloss im November 1999 in Leipzig eine Kundgebung. Darin heißt es: „Wir haben den Auftrag, Menschen die Augen zu öffnen für die Wahrheit und die Schönheit der christlichen Botschaft. Wir wollen sie dafür gewinnen, dass sie sich in Freiheit an Jesus Christus binden und sich zur Kirche als der Gemeinschaft der Glaubenden halten.“ In der Spur dieser Kundgebung der EKD-Synode beschloss der Ältestenrat unserer württembergischen Synode, der heutigen Synodaltagung den Schwerpunkt „Wachsende Kirche“ zu geben. Ein Prozess soll heute in Württemberg angestoßen werden.



Ulrich Mack: „Wachsende Kirche‘ soll kein Verlegenheitsthema sein.“

2. In diesen Prozess soll auch einfließen, was ein Antrag in unserer Synode anvisierte. Das ist die zweite Wurzel. Der Antrag trägt den Titel „Eine evangelische Offensive: Wachsen wider den Trend“. Er empfiehlt, „Strategien und Konzepte“ zu erarbeiten „mit dem Ziel, den derzeitigen Trend kleiner werdender Zahlen umzukehren, damit Gemeinden wieder wachsen“.
3. Schließlich die dritte Wurzel: Landesbischof Dr. Maier nannte in seinem ersten Bischofsbericht am

4. Juli 2002 Ziele für unsere Kirche, unter anderem „den Glauben weitergeben“ und „Austritte verringern und Eintritte vermehren“.

Unter diesen drei konkreten Vorgaben machte sich der Theologische Ausschuss ans Werk. Eine kleine Arbeitsgruppe, auch mit Mitgliedern des Ausschusses für Mission und Ökumene, tagte seit gut einem Jahr immer wieder. Sie fragte: Unter welchen Bedingungen kann Kirche wachsen? Was können wir als Landessynode dabei anstoßen? Und überhaupt war eine der wichtigen Fragen auch: Ist der Titel „Wachsende Kirche“ überhaupt richtig, ist er angemessen? Wirkt er nicht wie eine allzu träumerische Trotzhaltung gegenüber den Trends, die wir kennen: weniger Bedeutung der Kirche, weniger Menschen, weniger Geld?

Der Theologische Ausschuss sagte nach ausführlicher Diskussion: Doch, wir lassen den Titel. Er wirkt provozierend, und das im wörtlichen Sinn: „pro-vocare“ heisst herausrufen, hervorrufen, herausfordern. Wir entdecken das Wort „wachsen“ im Neuen Testament in der Weise, wie wir es heute morgen von Pro-

fessor Eckstein gehört haben. „Wachsende Kirche“ ist nicht zuerst ein Auftrag, sondern eine Verheißung, nicht zuerst ein Befehl, sondern ein biblisch herausforderndes Ziel, nicht noch mehr Belastung, sondern Begeisterung: Provo-care – herausrufen aus einer pessimistischen Jammermentalität, heraus aus einer resignativen Lähmung. Die Kundgebung der Synode der EKD von 1999 hat das schon so formuliert: „Der Leib Christi soll wachsen. Darum wollen die Kirchen Mitglieder gewinnen. Dafür setzen wir uns kräftig ein. Eine Kirche, die den Anspruch, wachsen zu wollen, aufgegeben hat, ist in der Substanz gefährdet.“ Darum sagten wir im Ausschuss: Doch, wir lassen diesen provozierenden Titel für unsere Tagung und für den ganzen Prozess, der nun in unsere Kirche losgehen soll – in die Gemeinden, Bezirke und Einrichtungen hinein.

Wie wächst eine Kirche, wie wächst eine Gemeinde? Der Theologische Ausschuss sprach schon im Februar mit Professor Eckstein über das Zeugnis des Epheserbriefs: Der Leib Christi soll wachsen auf das Haupt, auf Christus hin; der Einzelne entfaltet sich nur dann recht, wenn der Leib der Kirche dadurch

erbaut wird. Wachsen also als etwas, was der Kirche verheißen und zugleich aufgetragen ist. Wir haben im Anschluss an das Gespräch mit Professor Eckstein auch betont: Wir wollen diese Schwerpunkttagung heute nicht einfach mit vielen Reden und Impulsen und einem erhobenen Zeigefinger beginnen, sondern mit einer Bibelarbeit, und das in einem gottesdienstlichen Rahmen, also bewusst mit Hören und Beten, mit Singen und Loben – dies alles, bevor wir darüber nachdenken, was nun bei uns und von uns zu tun ist.

Wie wächst eine Kirche? Mit Professor Herbst sprach der Theologische Ausschuss bereits im Januar. Schon allein die Information darüber, dass über die Themen „Gemeindeentwicklung“, „missionarische Kirche“ oder „Evangelisation“ heute in einer Theologischen Fakultät wissenschaftlich nachgedacht wird und dass es dafür sogar ein eigenes Universitätsinstitut gibt, war für uns wichtig. Die theologisch-wissenschaftliche Reflexion bewahrt uns einerseits davor, schnell fertige Konzepte zu liefern, bewahrt uns aber andererseits davon, das Wachsen-Wollen und das missionarische Kirche-sein-Wollen nur wenigen

Gruppen und einzelnen Pfarrern oder Einrichtungen zu überlassen. Der Tübinger Systematiker Professor Eberhard Jüngel sagte in jener EKD-Synode 1999 in Leipzig: „Wenn Mission und Evangelisation nicht Sache der ganzen Kirche ist oder wieder wird, dann ist etwas mit dem Herzschlag der Kirche nicht in Ordnung.“

Um zu sehen, was an Mission und Wachsen in unserer Kirche geschieht, um dann zu koordinieren, zu multiplizieren und zu transportieren, was an theologischer Reflexion, was an guten Ansätzen und Erfahrungen da ist, dazu braucht es Menschen. Darum beschloss der Theologische Ausschuss: Eine Projektstelle soll dafür vorgesehen werden, damit der Prozess nun kräftig in unserer Kirche starten kann.

Damit komme ich zum ersten von drei Anträgen, die ich im Namen des Theologischen Ausschusses einbringe: Antrag Nr. 14/04:

Antrag Nr. 14/04 des Theologischen Ausschusses vom 23. April 2004 zur Errichtung einer Projektstelle „Wachsende Kirche“

Die Landessynode möge beschließen: Der Oberkirchenrat wird gebeten, eine Projektstelle „Wachsende Kirche“ beim Evangelischen Gemeindedienst, Abteilung Missionarische Dienste (50 %) für die Dauer von fünf Jahren vorzusehen.

Die Projektstelle hat die Aufgabe, bei der Vermittlung der sich aus der Synodaltagung „Wachsende Kirche“ ergebenden missionarischen Impulse und solcher Projekte, die das Wachstum der Kirche fördern, an württembergische Kirchenbezirke und Gemeinden verantwortlich mitzuwirken, die Verknüpfung der beiden Prozesse „Wachsende Kirche“ und „Notwendiger Wandel“ mitzugestalten, die Geschäftsführung für die Vorbereitung eines Kongresses zum Thema „Wachsende Kirche“ zu übernehmen und sich an der Auswertung des Kongresses zu beteiligen.“

Der Antrag nennt bereits ein konkretes Ziel des Prozesses „Wachsende Kirche“. Darum Antrag Nr. 16/04:

Antrag Nr. 16/04 des Theologischen Ausschusses vom 14. Mai 2004 für einen Kongress „Wachsende Kirche“

Die Landessynode möge beschließen: Der Oberkirchenrat wird gebeten, mit der Projektstelle „Wachsende Kirche“ einen Kongress vorzubereiten, der sich an den Kongress „Notwendiger Wandel“ anschließen und im Zeitraum zwischen 2006 und 2008 stattfinden soll.

Antrag Nr. 17/04 des Theologischen Ausschusses vom 14. Mai 2004, Anliegen des Projektes „Wachsende Kirche“ in die Ausbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern zu integrieren

Der dritte Antrag des Theologischen Ausschusses – Antrag Nr. 17/04 – lautet: Die Landessynode möge beschließen: Der Oberkirchenrat wird gebeten zu prüfen, wie die Anliegen des Projektes „Wachsende Kirche“ in die Ausbildung der Pfarrer und Pfarrerinnen aufgenommen werden können.

„Wachsende Kirche“ soll kein Verlegenheitsthema sein

Das Thema „Wachsende Kirche“ – so stellte der Theologische Ausschuss fest – soll ja auch und gerade in der Pfarrerschaft kein Verlegenheitsthema sein. Andere Landeskirchen und auch unsere

Partnerkirchen sind da schon weiter als wir in Württemberg. Es ist interessant, wie zum Beispiel die Kirche in der Slowakei auf die Herausforderungen unserer Zeit reagiert. Die slowakische Partnerkirche veranstaltet seit einiger Zeit jährliche theologische Kongresse für die ganze Pfarrerschaft, in denen missionarische Themen wie „Mission in den Städten“ einen hervorragenden Platz einnehmen.

Nun soll also auch durch diese drei Anträge der Prozess „Wachsende Kirche“ in unserer Kirche Raum haben. Wir wollen das Thema heute mit dieser Schwerpunkttagung anstoßen und hoffen darauf, dass es nun in Gemeinden und Bezirken weiterbehandelt wird.

Noch einmal ein Zitat aus der Kundgebung der EKD-Synode vom Herbst 1999: „Wir wachsen und werden im Glauben gewisser, wenn wir zu anderen und mit

anderen von ihm (unserem Glauben) reden. Je mehr die Kirche missionierend aus sich herausgeht, desto besser lernt sie dabei auch sich selbst kennen. Bei dem Versuch, der Welt die Augen zu öffnen, gehen der Kirche und jedem einzelnen Christenmenschen die Augen über sich selbst auf. Eine Kirche, die ihren Schatz unter die Leute bringt, wird staunend entdecken, wie reich sie in Wahrheit ist.“

Anmerkung:

Die Anträge Nr. 14/04: Errichtung einer Projektstelle „Wachsende Kirche“; Nr. 16/04: Kongress „Wachsende Kirche“ und Nr. 17/04: „Wachsende Kirche“, Berücksichtigung in der Ausbildung der Pfarrer und Pfarrerinnen, wurden an den Theologischen Ausschuss verwiesen. Bei den Anträgen, die finanzielle Auswirkungen haben, wird der Finanzausschuss an den Beratungen beteiligt.

Sendungswort

Landesbischof Dr. Gerhard Maier

Herr Präsident, liebe Synodale, liebe Gäste,
mein Sendungswort beginne ich mit einem Dank: Sehr herzlich danke ich dem Theologischen Ausschuss für seine Vorarbeit und die Vorbereitung dieser Tagung. Einen besonderen Dank sage ich dabei dem Vorsitzenden Herrn Dekan Mack für sein persönliches Engagement. Ohne dieses wäre die heutige Veranstaltung schwer vorstellbar gewesen. Schließlich danke ich der gesamten Synode, dass sie sich dieses eminent wichtigen Themas angenommen hat. Wie Sie wissen, beschäftigt mich dieses Thema seit meinem Amtsantritt im Bischofsamt. Mein Wunsch ist, dass es uns nicht loslässt.

Sodann sage ich Dank den Referenten und der Referentin des Tages: Herrn Professor Dr. Hans-Joachim Eckstein und Herrn Professor Dr. Michael Herbst sowie Frau Prälantin Gabriele Wulz und allen beim Forum Beteiligten. Wie soll die Kirche wachsen, wenn alles zurückzugehen scheint? – Das ist die Frage, die regelmäßig auftaucht,



Landesbischof Gerhard Maier: „Wir brauchen eine Sehnsucht, dass wir wachsen wollen.“

wenn man von wachsender oder missionarischer Kirche spricht. Sparen – zusammenlegen – zurückfahren – reduzieren – Synergieeffekte – mit weniger Mitteln zurechtkommen: Das sind die Stichworte, die immer wieder kirchliche Debatten und Nachrichten bestimmen.

Wie ist es also mit der „wachsenden Kirche“?

Meinerseits drängen sich folgende Überlegungen auf:

Erste Überlegung: Wachsende Kirche ist im Neuen Testament die Normalkirche. Ob wir die Apostelgeschichte aufschlagen, ob wir den Weg des Paulus verfolgen, ob wir den Missionsbefehl Jesu in jedem der vier kanonischen Evangelien studieren, ob wir Epheser 4 mit seinem Bild von Gemeinde lesen – alle stimmen in dem einen zusammen: Eine Kirche, die lebt, wächst. Dazu hat sie eine Verheißung Gottes, dazu wirkt Jesus in ihr, dazu vereinen sich die Gläubigen in Gebet und Hoffnung.

Zweite Überlegung: Eine missionarische Kirche ist das Gebot der Stunde. Schon 1972 schrieb Karl Rahner: „Die Möglichkeit ..., aus einem unchristlich gewordenen Milieu neue Christen zu gewinnen, ist der einzig lebendige und überzeugende Beweis dafür, dass das Christentum auch heute noch eine wirkliche Zukunftschance hat.“

Seit 1979 ist „missionarischer Gemeindeaufbau“ ein Thema, das zunehmend Aufmerksamkeit findet – verbunden mit Namen wie Theo Sorg, Fritz Schwarz, Manfred Seitz, Christian Möller oder Michael Herbst. 1999 sprach Eberhard Jüngel auf der EKD-Synode in Leipzig

von einer „ekklesiologischen Lücke“ in der reformatorischen Bekenntnisbildung und meinte damit konkret den Auftrag der Kirche, über sich selbst hinauszugehen in Mission und Evangelisation.

Ich möchte noch einmal deutlich die maßgeblichen Impulse herausarbeiten: Da ist die bedrängende Situation der schwindenden Mitgliederzahlen, da ist der theologische Impuls aus der Diskussion der Ekklesiologie (der Lehre von der Kirche), und da ist vor allem der biblische Impuls, dass wir alle Menschen im Namen Jesu ansprechen und einladen sollen zur Gemeinschaft mit Gott. Um uns häufen sich die Signale, die uns zu einer missionarischen Grenzüberschreitung herausfordern. Dazu gehört die wachsende Nachdenklichkeit der Menschen, die die Ideologie des Materialismus längst hinter sich gelassen haben. Der unausweichlich einfacher werdende Lebensstil bewegt immer mehr Menschen dazu, nach dem Tragfähigen im Leben zu suchen und die Frage nach einem höheren Wesen oder sogar Gott selbst zu stellen. Dazu gehört die Beobachtung, dass viele Ausgetretene ihr Verhältnis zur Kirche neu reflektieren. Es wächst die Bereitschaft, dieses

Verhältnis neu zu ordnen und wieder in die Kirche einzutreten. Dazu gehört auch die Beobachtung, dass eine multi-kulturell und multiethnisch gemischte junge Generation auf der Suche nach Orientierung ist. Was bieten wir dieser oft frei floatenden jungen Generation?

Wir haben darüber hinaus eine wachsende diffuse Religiosität, die viele von einer Rückkehr der Religion sprechen lässt. Wir beobachten ferner ein rapides Wachstum der Gemeinden ausländischer Sprache und Herkunft. Dass die ausländische Bevölkerung entweder einfach nicht beachtet oder pauschal als unansprechbar definiert wird, ist ein bedauerliches Defizit unserer Wahrnehmung. Ich weise noch hin auf die gesamtgesellschaftliche Diskussion über einen Wertekanon oder die heiße Debatte über einen Gottesbezug in der EU-Verfassung – lauter Signale, dass die Gesellschaft durchaus offen ist für eine Begegnung mit der christlichen Botschaft.

Dritte Überlegung: Wenn die Kirche wachsen will, wenn sie Menschen für die Einladung Gottes gewinnen will, dann braucht sie eine erkennbare, profi-

lierte Gestalt mit einem unverwechselbaren Gesicht. Mit anderen Worten: Sie kann auf Nachfrage nicht nur auf ihre Toleranz verweisen, sondern muss einfach und einleuchtend sagen können, was sie gemeinsam glaubt. Kirche war immer Gemeinschaft des Glaubens und der Glaubenden und nicht nur der Fragenden. In Johannes 11 fragt Jesus direkt: „Glaubst du das?“ (V 26). In Matthäus, Markus und Lukas bekennt Petrus im Namen der Zwölf: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes“ (Mt 16,16; Mk 8,29; Lk 9,20). Das Bekenntnis ist es, das die Kirche eint, nicht die Verschiedenheit der Auffassungen.

Vierte Überlegung: Die Sicht von einer wachsenden Kirche kann nur dort Raum gewinnen, wo man der Machbarkeit klar und deutlich eine Absage erteilt. Menschen können „Glauben“ nicht machen, sie können nicht einmal die Bedingungen bestimmen, unter denen es zum Glauben kommen soll. Hier bestimmt alles der souveräne Gott, der den Menschen einlädt, sich ihm zu öffnen. Das entlässt uns von der Verantwortung für den „Erfolg“ der Botschaft. Das stellt uns Menschen allerdings auch in die persönliche Verantwortung, auf Gottes Einladung mit Ja

oder Nein zu antworten. Nicht Machbarkeit also! Aber Hoffnung!

Fünfte Überlegung: Was dagegen dringend ansteht, das ist eine Änderung des Bewusstseins. Noch immer sind wir eine abwartende Kirche, eine Kirche, die tief in der Überzeugung steckt, die Menschen müssten sie aufsuchen, zu ihr kommen. Eine Kirche zudem, die viel zu sehr an die Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung glaubt. Dass wir uns von der demographischen Entwicklung geradezu hypnotisieren lassen, ist dafür ein typischer Ausdruck. Wir brauchen eine Sehnsucht, dass wir wachsen wollen. Wir tun gut daran, uns am Beispiel Jesu zu orientieren, der den Menschen mit nie erlöschender Liebe nachging. Deshalb hat Johannes Zimmermann recht, wenn er schreibt: „Gemeinde ist auf Wachstum angelegt. Auf Wachstum deshalb, weil sie darauf vertrauen kann, dass der Same des Wortes Gottes

Frucht bringen wird.“ Ganz entschieden bin ich dafür, dass wir durch unsere Praxis Paul Zulehner widerlegen, der einmal halb bissig und halb verzweifelt bemerkte: „Kein Aufbruch droht.“

Es ist meine dringliche Hoffnung, dass „Wachsende Kirche“ als Thema jetzt nicht abgehakt wird, sondern Kreise zieht – Kreise in alle Einrichtungen der Landeskirche, in ihre Erwachsenenbildung, in Kirchenbezirke und Kirchengemeinden, in Gesprächskreise und Initiativen. Und ganz elementar formuliert: Ich hoffe, dass wir alle um ein solches Wachstum beten können. Ich möchte uneingeschränkt bekräftigen, was ich dieser Tage in der Literatur fand:

„Der Weg der Erneuerung beginnt nicht mit Aktionsprogrammen, sondern damit, in Gott und seinem Wort Wurzeln zu schlagen.“



Württembergische
Evangelische Landessynode